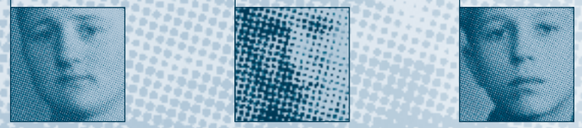
© Volkswagen Aktiengesellschaft
Historische Kommunikation
Brieffach 1974
38436 Wolfsburg
Deutschland
E-Mail history@volkswagen.de
Internet www.volkswagenag.com

9 783935 112178

Abfahrt ins Ungewisse

Heft 9

Historische Notate
Schriftenreihe der Historischen Kommunikation
der Volkswagen Aktiengesellschaft



Abfahrt ins Ungewisse

Drei Polen berichten über ihre Zeit als Zwangsarbeiter im Volkswagenwerk von Herbst 1942 bis Sommer 1945

Abfahrt ins Ungewisse

Heft 9

Historische Notate

Die Autoren

Julian Banaś, Jg. 1926, lebte bis zu seinem Tod 2007 in Poznań.

Stanisław Latacz, Jg. 1921, lebt mit seiner Frau in Pilica.

Stefan Żurawicz, Jg. 1927, lebte bis zu seinem Tod 1995 in Abramów.

Dirk Schlinkert, Jg. 1965, Dr. phil. Historiker, von 1997 bis 2011 in der Historischen Kommunikation, seither als Redakteur in der Internen Kommunikation der Volkswagen Aktiengesellschaft.

Impressum

Herausgeber

für die Historische Kommunikation der Volkswagen Aktiengesellschaft
Manfred Grieger, Ulrike Gutzmann

Übersetzung
Elisabeth Staske

Gestaltung
Visuelle Kommunikation Claus C. Pilz, Dortmund

Druck
Quensen Druck + Verlag GmbH& Co. KG

ISSN 1615-0201
ISBN 978-3-935112-17-8

© Volkswagen Aktiengesellschaft
Wolfsburg 2004
Neuausgabe 2013

Abfahrt ins Ungewisse

Abfahrt ins Ungewisse

Drei Polen berichten über ihre Zeit als Zwangsarbeiter im Volkswagenwerk von Herbst 1942 bis Sommer 1945

Mit einem Beitrag von Dirk Schlinkert

Ansichten der Zwangsarbeit im Volkswagenwerk. Zeitzeugen aus Polen erinnern sich

Dirk Schlinkert

Seite 7

Ansichten der Zwangsarbeit im Volkswagenwerk. Zeitzeugen aus Polen erinnern sich.

Julian Banaś

Seite 25

Von Poznań nach Dęblin
Razzia
In die „Stadt des KdF-Wagens“
Drei Lager
Die Baracken
„Oper im Waschraum“
Die Wache
Hunger
Kleidung
Krankheit
Arbeit
Kollegen an der Werkbank
Retter in höchster Not
Die Deutschen im Betrieb
Als Dolmetscher der Abteilung Werner Schultze
Solidarität
Lohn
„Freizeit hatten wir wenig“
Bewachung
Das Kinderheim in Rühen
Die Polen
Als die Bomben fielen
In Neudek
Flucht
Auf dem Bauernhof
Heimkehr
Zurück in Poznań

Stanisław Latacz

Seite 61

Im Gefängnis
Zeuge eines Mordes
In der „KdF-Stadt“
Im Lager
Täglicher Hunger
Arbeit in der Fabrik
Hygiene
Die Deutschen
Lager 21 – ein Todeslager
Im Bunker
Ein Wunder
Unter Tage im Hils
In Neudek
Auf der Flucht
In einer anderen Welt
Heimkehr

Stefan Żurawicz

Seite 75

Auf der Flucht
Der Tag der Razzia
„Ins Ungewisse“
In der „Stadt des KdF-Wagens“
Im Volkswagenwerk
Im Lager
Essen in der Fabrik
„Immer in Eile“
Hygiene
Kohlenklau
Bekleidung
Arbeit
Fieber und Schüttelfrost
„Ich bin kein Hund“
Der englische Samstag
Im Bunker
Abfahrt
In Neudek
Im Bombenhagel
Kampf ums Überleben
Mitleid
„Abfahrt ins Ungewisse“
In Bory
Vor der Freiheit
Befreiung
In Pilsen
„Den Hass nahm uns die Freiheit“
Heimkehr

Anmerkungen

Seite 105

Inhalt

Ansichten der Zwangsarbeit im Volkswagenwerk. Zeitzeugen aus Polen erinnern sich

Einleitung

Dirk Schlinkert

Zeitzeugenberichte ehemaliger polnischer Zwangsarbeiter des Volkswagenwerks aus dem vom Unternehmensarchiv von Volkswagen betreuten „Archiv der Erinnerung“ gewähren Einblick in die Fabrik am Mittellandkanal, in den Alltag im Lager, im Luftschutzbunker, in der Kantine und in die Arbeitsverhältnisse oder in die Stationen der Rückkehr in die Heimat.[1] Diesen narrativen Texten ging eine Art „Rollentausch“ voraus: Aus den ehemaligen Akteuren werden Zeugen ihrer eigenen Geschichte. Sie sind Beobachter und Berichterstatter der Ereignisse, die sie selbst vor mehr als fünfzig Jahren in ihrer Jugend erlebt und erfahren hatten. Sie erzählen in den Erste-Person-Perspektiven, sprechen für sich selbst und für die Wir-Gruppe der polnischen

Zwangsarbeiter im damaligen Volkswagenwerk. Als Augenzeugen verbürgen sie die Zuverlässigkeit ihres Berichts.

Modellfall Polen

Nach dem deutschen Überfall im September 1939 wurde Polen zum Modellfall für die massenhafte Rekrutierung ausländischer Arbeitskräfte zum „Arbeitseinsatz im Deutschen Reich“.[2] Die zivile Arbeitsverwaltung folgte dem kämpfenden Militär: Am dritten Tag des Krieges nahm bereits das erste Arbeitsamt in der oberschlesischen Kreisstadt Rybnik seine Arbeit auf. Ende September 1939 bestanden 70 Dienststellen der Arbeitsverwaltung im eroberten Gebiet, noch bevor das „Generalgouvernement“ mit den Distrikten Krakau, Radom, Warschau und Lublin eingerichtet und der zivile Besatzungsstatus eingeführt war. In kurzer Zeit gelang es dem bürokratischen Apparat der „Arbeitseinsatzverwaltung“, die Arbeitskräfte in Polen zu registrieren. Diese Maßnahmen mündeten schließlich in eine Meldepflicht für alle arbeitsfähigen Polen, die per Anordnung vom 3. Juni 1941 erlassen wurde. Vorbereitet wurden die administrativen Schritte der Erfassung potenzieller Arbeiter durch eine „allgemeine Dienstpflicht“, die am 26. Oktober 1939 Generalgouverneur Hans Frank für die besetzten Gebiete anordnete. Die „Arbeitspflicht“ in der Landwirtschaft und in öffentlichen Baumaßnahmen galt für Personen zwischen 18 und 60 Jahren, ab Dezember 1939 auch für Jugendliche ab 14 Jahren.[3]

In den ersten beiden Kriegsjahren kennzeichnete den Einsatz polnischer Arbeitskräfte in Deutschland dessen weitgehende Beschränkung auf die Landwirtschaft: Nur elf Prozent der 279 333 polnischen Zivilarbeiter, die 1940 aus dem „Generalgouvernement“ nach Deutschland kamen, waren in der Industrie tätig. Diese Situation wandelte sich seit dem Frühsommer 1940 ganz allmählich, als Betriebe aus dem Kohlebergbau des Ruhrgebiets und Unternehmen der Baubranche erste Initiativen ergriffen, um Polen zu rekrutieren.[4]

Im Oktober 1939 sah Hitler Polen als ein „Reservoir billiger Arbeitskräfte“. Das „Generalgouvernement“ sei „ein großes polnisches Arbeitslager“, eine „Ausleihzentrale für ungelernte Arbeiter, insbesondere für landwirtschaftliche Arbeiter“. Die Polen seien „im Unterschied zu unserem deutschen Arbeiter geradezu zu niedriger Arbeit geboren“ und müssten „um leben zu können, ihre eigene Arbeitskraft, d.h. sozusagen sich selbst, exportieren“.[5] In einer Besprechung am 17. Oktober 1939 wiederholte Hitler seine rassistisch motivierte Doktrin der maximalen Ausbeutung Polens: „Es muß verhindert werden, daß eine polnische Intelligenz sich als Führungsschicht aufmacht. In dem Lande soll ein niederer Lebensstandard bleiben: Wir wollen dort nur Arbeitskräfte schöpfen“.[6]

Diese Ausführungen blieben keineswegs leere Worte. Im Zeichen dieser gerade auch von Heinrich Himmler formulierten Herrenrassenideologie mit dem Ziel, die Polen zu einem „führerlosen Arbeitsvolk“ zu degradieren, wurde der Aufbau einer „Arbeitseinsatzverwaltung“ stark forciert, die rasch die westlichen Regionen Polens, die so genannten „eingegliederten Ostgebiete“, und das „Generalgouvernement“ mit einem dichten Netz von Arbeitsämtern und Nebenstellen überzog. Zudem wurden im westlichen Gau Wartheland mit den Zentren Posen (Poznań) und Lodz (Łódź) brutale Enteignungs- und Umsiedlungsaktionen durchgeführt, bei denen bis zum Frühjahr 1941 etwa 365 000 polnische Bürger, Intellektuelle, Geistliche, Arbeiter und Gewerkschaftler in das „Generalgouvernement“ deportiert wurden.[7]

Die Werbeaktivitäten der Arbeitsverwaltung in den Distrikten und Gemeinden des „Generalgouvernements“ zeitigten nicht die gewünschten Erfolge, und die Behörden gingen mehr und mehr zu Gewalttätigkeit, Drohungen und Repressalien über. Aus der Anwerbung wurden die berüchtigten „Gestellungsaktionen“. Die Chancen für die betroffenen Jahrgänge, sich dem Druck der Besatzungsbehörden zu entziehen, schwanden, und Zwang ersetzte zusehends die freiwillige Anwerbung. Ende April 1941 ordnete Frank in einem „Aufruf an die polnische Bevölkerung des Generalgouvernements“ für alle Jahrgänge zwischen 1915 und 1925 die Arbeitspflicht in Deutschland an. Sollten die Gemeinden oder Kreise die auferlegten Kontingente an Arbeitskräften nicht beschaffen, drohten „unverzüglich Zwangsmaßnahmen durch die Höheren SS- und Polizeiführer“. Die Anwerbungen stiegen bis Ende 1942 auf einen Höhepunkt (234 232), gingen dann aber im Herbst 1943 wieder rapide auf 45 823 zurück.[8] Die offen gewaltsamen Rekrutierungen riefen in weiten Kreisen der polnischen Bevölkerung eine abschreckende Wirkung hervor und verstärkten die Aversionen gegen die Arbeit in Deutschland erheblich.

Der Druck im „Generalgouvernement“ wuchs, als im Windschatten des Überfalls auf die Sowjetunion die deutsche Rüstungsindustrie den Übergang zum extensiven Ausländereinsatz vollzog.[9] Ende September 1941 waren mehr als 3,5 Millionen ausländische Arbeiter und Arbeiterinnen in Deutschland tätig. Die weitaus größte Gruppe stellten die etwa 1 Million Polinnen und Polen. Binnen Jahresfrist erhöhte sich diese Zahl um knapp ein Drittel, und die polnischen Arbeiter bildeten nach den sowjetischen Kriegsgefangenen und Zivilarbeitern mit 1 315 000 Personen das zweitgrößte Arbeitskräftekontingent auf deutschen Bauernhöfen und in Industrie- und Handwerksbetrieben. Der Zuwachs bis zum Dezember 1942 ist auf die seit dem Frühjahr 1942 verschärften Maßnahmen der Zwangsaushebung durch Einzug nach Jahrgängen, Meldepflicht oder den Entzug von Unterhaltszahlungen für Bedürftige und Großrazzien in Dörfern und Städten zurückzuführen.[10]

Diese repressiven und brutalen „Gestellungsaktionen“ führten für die Frank-Administration zu temporären Erfolgen. Die Rekrutierungszahlen im „Generalgouvernement“ stiegen in den sechs Monaten zwischen Mai und November 1942 sprunghaft um 198 000 männliche und weibliche Arbeitskräfte – Frauen stellten beinahe ein Drittel – auf eine Summe von 1,31 Millionen. Einer der Razzien fielen Anfang Oktober 1942 auf dem Lubliner Bahnhof Julian Banaś und Stefan Żurawicz zum Opfer.

Polnische Arbeitskräfte in der deutschen Rüstungsindustrie wurden im Zuge des extensiven Einsatzes von „Fremdarbeitern“ aus den vom deutschen Militär eroberten Territorien Europas vor eine neue Situation gestellt: Sie wurden zu einer Gruppe unter anderen. Polnische Arbeiter und Arbeiterinnen bildeten zwar zahlenmäßig nach wie vor eine der größten Gruppen, wurden aber nach dem Frankreich-Feldzug und den militärischen Operationen in Russland in der nach rassistischen Kriterien gestaffelten Betriebsgesellschaft oben wie unten flankiert durch Arbeiter anderer Nationalitäten. Die „Ostarbeiter“ und russischen Kriegsgefangenen rückten aufgrund deutlich schärferer Behandlungsvorschriften auf die unterste Stufe der Skala, während die Zivilarbeiter aus Frankreich[11] oder den Niederlanden[12], für die wiederum eigene Regeln galten, vor den Polen rangierten.[13]

Die Polen waren die erste Gruppe ausländischer Arbeitskräfte in Deutschland, die unter Sonderrecht gestellt wurden. Den Auftakt bildete ein Erlasspaket vom 8. März 1940,

556 Reichsgesetzblatt, Jahrgang 1940, Teil I

Anlage

zu § 1 Abs. 2 der vorstehenden Polizeiverordnung über die Kenntlichmachung im Reich eingesetzter Zivilarbeiter und -arbeiterinnen polnischen Volkstums

Farben:

Mitte des Abzeichens: gelb

Umrandung und Buchstabe: violett

Das „P"-Abzeichen, Reichsgesetzblatt vom 8. März 1940

die so genannten „Polenerlasse", die bis zum Kriegsende gültig blieben. Die rechtlichen Vorschriften reglementierten das Leben der Männer und Frauen aus Polen nahezu vollständig: Die „Polizeiverordnung über die Kennzeichnungspflicht im Reich eingesetzter Zivilarbeiter und -arbeiterinnen polnischen Volkstums" verfügte, dass sich jeder polnische „Zivilarbeiter" im „Reich" mit einer speziellen Arbeitserlaubniskarte mit Lichtbild und Fingerabdruck auszuweisen und „ein mit der Kleidung fest verbundenes Kennzeichen auf der rechten Brustseite" zu tragen habe.[14] Das „P-Zeichen", ein „auf der Spitze stehendes Quadrat mit fünf Zentimeter langen Seiten", das in einer „einhalb Zentimeter breiten violetten Umrandung auf gelbem Grunde ein zweieinhalb Zentimeter hohes violettes P"

zu zeigen hatte, sollte bewirken, dass „der polnische Arbeiter zu jeder Zeit von jedermann als solcher erkannt“ werden konnte. Die soziale Ausgrenzung und Überwachung hatte damit ihr Symbol gefunden, und die Schleusen der Diffamierung wurden geöffnet. Männer und Frauen aus Polen, die das „P-Zeichen“ auf der rechten Brust zu tragen hatten, wurden durch die Kennzeichnungspflicht als Randgruppe sozialer Außenseiter stigmatisiert.

Ihnen war darüber hinaus „jeder gesellige Verkehr mit der deutschen Bevölkerung verboten“. Polnische Männer und Frauen wurden durch die „Polenerlasse“ regelrecht hermetisch von der deutschen Bevölkerung getrennt und jeder Kontakt zu unterbinden versucht: Einrichtung von geschlossenen „Polenunterkünften“, Freizügigkeitsbeschränkung, Teilnahmeverbot an kulturellen, kirchlichen und geselligen Veranstaltungen, kein gemeinsamer Kirchenbesuch, keine Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel, Zwang zum Tragen des „P-Zeichens“ und Todesstrafe bei sexuellem Verkehr mit einer deutschen Frau.[15] Ein sinnfälliger Ausdruck der rassenideologischen Diskriminierung polnischer Arbeiter waren Schilder, die seit Frühjahr 1943 an deutschen Gasthäusern auftauchten: „Für Juden, Polen und Hunde verboten!“[16]

Im Betrieb galt für die polnischen Arbeitskräfte ebenfalls ein Sonderrecht, das die „Polenerlasse“ bis an die Werkbänke verlängerte und in einer unüberschaubaren Masse von Vorschriften die Arbeitsverhältnisse, Versorgung und Löhne auf niedrigem Niveau festschrieb.[17] Den dritten Baustein des Ausnahmerechts für Polen bildeten rigorose strafrechtliche Bestimmungen, die in Eilverfahren polnische Arbeiter und Arbeiterinnen wegen „mangelnder Disziplin“ oder als „Arbeitsverweigerer“ in „Arbeitserziehungslager“ bringen konnten und bei „besonders schwierigen Fällen“ sogar Konzentrationslager oder Todesstrafe bedeuteten.[18]

Die „Polenerlasse“ etablierten ein umfassendes System der Reglementierung von Lebens- und Arbeitsbedingungen polnischer Arbeiter in Deutschland, das im Verlauf des Krieges durch eine Fülle von Vorschriften erweitert wurde. Der rechtsförmige Sonderstatus schuf die normativen Instrumente für eine rassistisch motivierte und mit Hilfe einer massiven Propaganda beförderten Diskriminierungs- und Exklusionspraxis der Polen in Fabriken, Betrieben und Lagern der deutschen Kriegsindustrie.

Aus der „vorübergehenden Notlösung“[19] wurde eine Dauerlösung: Die deutsche Kriegswirtschaft bedurfte auf Grund ihres gravierenden Arbeitermangels des massenhaften Einsatzes ungelernter Arbeiter aus den eroberten Territorien, und je länger der Krieg dauerte, desto höher stieg der Bedarf. Polen war der Testfall dieser Politik, die im „Generalgouvernement“ die Instrumentarien und Techniken zur zwangsweisen Rekrutierung und kriegswirtschaftlichen Ausbeutung großer Arbeitskräftepotenziale entwickelte und nach dem Frankreich-Feldzug und dem Überfall auf die Sowjetunion in andere besetzte Länder in Europa übertrug.

Im Verlauf des Krieges wandelte die Rekrutierung von Arbeitskräften im besetzten Polen ihr Gesicht, sowohl qualitativ als auch quantitativ: Von der Anwerbung von Saisonarbeitern in der Landwirtschaft, über zivile Arbeitskräfte, die sich freiwillig meldeten, um materieller Not im eigenen Land zu entkommen, entwickelte sich die Rekrutierung zu einer durch administrativen Druck, Repressionen und gewaltsame Razzien erzwungenen Deportation in die deutsche Landwirtschaft oder Rüstungsindustrie.[20] Die Zahl polnischer Arbeiter in Deutschland wuchs rapide an und riss tiefe Lücken in die Bevölkerung der Regionen Polens. Im Krieg betrug der prozentuale Anteil der nach

Deutschland verbrachten Arbeiter an der Gesamtbevölkerung des „Warthegaus“ 12,2 Prozent und im „Generalgouvernement“ mehr als zehn Prozent.[21]
Im Herbst 1944 arbeiteten 5,7 Millionen zivile Arbeitskräfte in der deutschen Landwirtschaft und Industrie. Davon kamen 1,7 Millionen, also beinahe ein Drittel aus Polen.[22] Mehr als sechzig Prozent der polnischen Zivilarbeiter waren in der Landwirtschaft beschäftigt, weniger als ein Zehntel in der metallverarbeitenden Industrie. Julian Banaś, Stanisław Latacz und Stefan Żurawicz gehörten also einer relativ kleinen Gruppe polnischer Zwangsarbeiter an, deren Berichte einen kontingenten Ausschnitt des gesamten Phänomens der Zwangsarbeit von Polen in Deutschland repräsentieren.

Polen im Volkswagenwerk

Der Einsatz von Arbeitskräften aus Polen im Volkswagenwerk begann im Juni 1940, als 300 polnische Frauen im Behälterbau arbeiteten. Das Volkswagenwerk wandelte sich auf einem durch eine Vielzahl von kleinteiligen und kurzfristigen Produktionsaufträgen gekennzeichneten Weg sukzessiv zum Zulieferbetrieb im Luftrüstungsprogramm. Ein permanentes Problem war von Anfang an der Aufbau eines fachlich qualifizierten Stammpersonals. Diese Situation blieb für das junge Unternehmen prekär und verschärfte sich weiter im Laufe des Krieges durch Einberufungen wehrfähiger deutscher Männer zum Militär. Facharbeiter waren auf dem Arbeitsmarkt eine extrem knappe Ressource, und das Volkswagenwerk wurde von dieser Tatsache stärker als andere Großbetriebe getroffen, da eine deutsche Stammbelegschaft fehlte. Der chronische Mangel an Facharbeitern zwang das Volkswagenwerk zur Suche nach Alternativen, und die Rekrutierung von ausländischen Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen erschien nach den militärischen Operationen in Polen und in Frankreich als ein probater Weg, um die personellen Engpässe in den Fertigungsbereichen der Fabrik zu beseitigen.[23]
Dieser Prozess ging mit der Umstellung der Fabrik auf die Rüstungsproduktion einher. Das Kontingent der 300 Frauen, die im Sommer 1940 aus dem besetzten Polen in die „Stadt des KdF-Wagens“ kamen, markiert eine signifikante Etappe in dieser Entwicklung, zumal es sich bei der Herstellung von Holzbehältern für die Luftwaffe um einen Auftrag handelte, der dem „Großunternehmen ohne Produktion“[24] kurzfristig half, die Schwierigkeiten der Umstellungsphase zu überwinden. Außerdem wurde die Gruppe der 300 Polinnen zum Pilotfall für die betriebliche Umsetzung des Ausländersonderrechts im Volkswagenwerk. Die jungen Frauen hatten teilweise freiwillig das „Generalgouvernement“ verlassen und den Versprechungen der Anwerbestellen Glauben geschenkt, mussten aber schon bald nach ihrer Ankunft in der „Stadt des KdF-Wagens“ erkennen, dass ihre Erwartungen enttäuscht wurden. Die jungen Polinnen wurden Opfer einer massiven Diskriminierung: Sie wurden strikt von der Bevölkerung der Stadt getrennt, nicht im „Gemeinschaftslager“ in der Nähe der Fabrik untergebracht, obgleich es noch freie Baracken gab, sondern in ein ehemaliges Arbeitsdienstlager im Dorf Rühen, etwa zwölf Kilometer von der „Stadt des KdF-Wagens“ entfernt verlegt. Ihre Odyssee in der Region um das Volkswagenwerk hatte damit kein Ende. Die Polinnen wurden mehrfach verlegt, bis man sie schließlich im „Gießereilager“ gemeinsam mit Arbeitern aus ihrer Heimat unterbrachte.[25] In dem abgezäunten und bewachten Lager lebten Ende 1942 389 Polinnen und Polen. Das geschlossene Lager bestand aus elf Baracken mit einer Kapazität von 1 000 Personen.[26]

Auch Julian Banaś und Stefan Żurawicz wurden nach einigen Wochen in neu errichteten Baracken im Ostteil des „Gemeinschaftslagers“ in das „Gießereilager“ eingewiesen. Sie verbrachten dort die meisten Tage ihres Aufenthalts in der „Stadt des KdF-Wagens“. Beide blieben im „Gießereilager“ bis zu den alliierten Luftangriffen im August 1944, als große Teile des Lagers zerstört wurden. Wenige Tage später wurden sie mit ihren Abteilungen aus der Flugzeugreparatur nach Neudek verlegt.

Soziale Diskriminierung und lokale Separierung der Arbeitskräfte aus Polen in mit Stacheldraht gesicherten Lagern sollten die Kontakte mit deutschen Männern und Frauen auf ein Minimum reduzieren.[27] Im Volkswagenwerk bildeten sich diese Rahmenbedingungen im Umgang mit den 300 polnischen Frauen heraus, als der Einsatz ausländischer Arbeitskräfte nach dem Überfall auf die Sowjetunion im Herbst 1941 in ein neues Stadium überging.[28] Die Wende zur massenhaften Beschäftigung ausländischer Arbeiter im Volkswagenwerk brachte der Einsatz von sowjetischen Kriegsgefangenen seit Oktober 1941 und von „Ostarbeitern“ seit dem Frühjahr 1942. Eine weitere Station war der Transport von 1 500 Arbeiterinnen und Arbeitern aus dem Raum Lublin in die „Stadt des KdF-Wagens“. Bis Ende 1942 erhöhte sich der Anteil der Kriegsgefangenen und ausländischen Zwangsarbeiter an der Belegschaft des Hauptwerkes auf 60,9 Prozent. Jeder zehnte Arbeiter aus dem Ausland kam aus Polen, und polnische Arbeitskräfte stellten mit 751 Personen das viertgrößte Kontingent im Volkswagenwerk.[29]

Rein quantitativ bildeten die polnischen Zivilarbeiter von allen um den Jahreswechsel 1942/43 in der Fabrik beschäftigten Arbeitskräften die Mitte des Spektrums. Waren sie noch vor zwei Jahren nicht nur die erste, sondern auch die stärkste nationale Gruppe im Volkswagenwerk gewesen, kamen sie nun in eine mittlere Position – deutlich kleiner als die Kontingente der „Ostarbeiter“ und Kriegsgefangenen. Aber auch qualitativ wandelte sich die Situation der polnischen Arbeiterinnen und Arbeiter im Volkswagenwerk: Sie rückten in der rassistisch gestuften Betriebshierarchie auf und hatten die zahlenmäßig stärksten Gruppen hinter sich, die wesentlich schärferen Reglementierungen im Betrieb und Lager ausgesetzt waren[30] – eine Differenz, die die drei Zeitzeugen aus Polen hautnah erlebten und in ihren Berichten eindrücklich beschreiben.

Julian Banaś, Stanisław Latacz und Stefan Żurawicz kamen in die „Stadt des KdF-Wagens“, als die Welle des extensiven Arbeitseinsatzes im Volkswagenwerk ihren Scheitelpunkt fast erreicht hatte. Sie wurden nach einer kurzen betrieblichen Ausbildung als „Hilfsarbeiter“ in der Flugzeugreparatur eingesetzt. Die Werkleitung des Volkswagenwerks war inzwischen zu der Personalpolitik übergegangen, ungelernte Arbeiter nach einer Phase der betrieblichen Umschulung auf Dauer an einen festen Arbeitsplatz zu versetzen und aufwändige Personalfluktuationen im Betrieb zu vermeiden.[31]

Eschershausen

Nach den schweren amerikanischen Luftangriffen im August 1944 veränderte das Volkswagenwerk seine Verlagerungsstrategie: Nicht nur Montageabteilungen mit Maschinen und Personal, sondern auch Kernbereiche der Produktion wie Presswerk und Mechanische Werkstatt wurden nun in den weitläufigen Stollenkomplex in der Nähe von Eschershausen verlagert.[32]

Der neue Standort in den Hügelketten des Hils lag nur etwa hundert Kilometer südwestlich vom Hauptwerk entfernt und bot mit einer Nutzfläche von 35 000 Quadratmetern

hinreichend Raum, um Pressen und Werkzeuge in erheblichem Umfang aufzunehmen. Die Asphaltgruben Eschershausen trugen die Tarnnamen „Hecht 1“ bis „Hecht 5“. In diesem Verlagerungsprojekt setzte das Volkswagenwerk im Herbst 1944 nach der Zuweisung von „Hecht 1“ etwa 200 überwiegend ausländische Arbeiter aus der „Stadt des KdF-Wagens“ ein. Bis Mitte März 1945 wurden aus der Fabrik am Mittellandkanal 530 Arbeiter in die unterirdischen Werkstätten im Hils verlagert. Zwei Arbeitskommandos aus dem Lager Buchenwald erhöhten die Belegschaft schließlich auf 1 103 KZ-Häftlinge und ausländische Arbeiter.[33] Die Arbeiter waren vor allem mit dem Bau von Baracken, mit der Erstellung und Instandsetzung der Wasser- und Stromversorgung und mit Gleisarbeiten beschäftigt. Der Ausbau des Zweigbetriebs im Hils ging aufgrund von Arbeitskräftemangel und Engpässen bei der Zulieferung von Baustoffen, Maschinen, Rohblechen und Halbzeugen nur schleppend voran. Eine serielle Produktion kam bis zur Befreiung von Eschershausen am 31. März 1945 durch die alliierten Streitkräfte nicht mehr in Gang.[34]

Neudek

In den Fabrikationsanlagen der „Neudeker Wollkämmerei und Kammgarnspinnerei AG“ in der Nähe von Karlsbad richtete das Volkswagenwerk im Februar 1942 einen Zweigbetrieb für die Herstellung und Reparatur von Flugzeugen ein. Die Übernahme und Inbetriebnahme der Fabrik in Neudek mit einer maximalen Fertigungsfläche von 100 000 Quadratmetern erfolgte im Zuge des forcierten Werksausbaus zum profitablen Rüstungsbetrieb. Neudek entwickelte sich zum zentralen Zweigwerk in der Rüstungsproduktion des Volkswagenwerks, das einen wesentlichen Umsatzposten zur Bilanz des Unternehmens beisteuerte.[35]

Die umfangreichen Fabrikationsflächen wurden für die Herstellung und Montage von Tragflächen und Leitwerken der Ju 188 und Ju 290 sowie die Reparatur der Leitwerke der Ju 88 und Ju 188 genutzt. Das Produktionsprogramm wurde seit dem Herbst 1944 stark erweitert, und der Neudeker Zweigbetrieb bekam im Oktober 1944 den zusätzlichen Auftrag, die Querruder der Baureihen Ta 152 C und E zu bauen. Diese Erhöhung des Auftragsvolumens zog einen besonderen Bedarf an Arbeitskräften nach sich, dem das Hauptwerk durch weitere Verlegungen von Abteilungen der Flugzeugreparatur nachkam. Aber in Neudek, wohin Julian Banaś und Stefan Żurawicz im November 1944 gebracht wurden, kam es nicht zur lange geplanten Serienfertigung. Wegen fehlender Zulieferungen und ständig wechselnder Produktionsplanungen blieb der Verlagerungsbetrieb bei Karlsbad in der Vorbereitung der Fertigungsprojekte für die Luftwaffe stecken.[36]

Schnittpunkte

Die Zeitzeugen lebten damals und leben heute im geografischen Dreieck Poznań (Posen), Lublin und Kraków (Krakau). Lange Jahre hatten sie sich aus den Augen verloren, ehe sie sich wieder dessen erinnerten, was sie einst verbunden hatte: Julian Banaś und Stefan Żurawicz mussten früh lernen auf eigenen Füßen zu stehen. Die Flucht vor den deutschen Besatzungsbehörden forderte von den Jugendlichen – der eine war 16, der andere 15 Jahre alt, beide von kleiner körperlicher Statur – Strategien zur Sicherung der eigenen Existenz und der ihrer Familien. Sie konnten dem wachsenden Druck der Besatzer nicht lange Widerstand leisten und wurden Opfer einer gewaltsamen Razzia. Ein Zug brachte sie aus Lublin nach Deutschland, zunächst ins Durchgangslager des Landesarbeitsamtes Niedersachsen in Lehrte, dann

Die Asphaltgrube in Eschershausen, Juni 1945

in das Volkswagenwerk in der „Stadt des KdF-Wagens“. Ihr erster Tag im Werk war der 15. Oktober 1942. Julian Banaś bekam den Werksausweis mit der Nummer 302-228, Stefan Żurawicz die Nummer 302-229. Sie lebten 777 Tage in einer Baracke und einer Stube, bis sie am 30. November 1944 gemeinsam in den Verlagerungsbetrieb nach Neudek transportiert wurden. Fünf Monate später wurden sie getrennt und kehrten auf verschiedenen Wegen in die Regionen zurück, in denen sie geboren und aufgewachsen waren: Julian Banaś nach Poznań (Posen), und Stefan Żurawicz erreichte im Juni 1945 Pilica in Ostpolen.

Diese biografischen Schnittpunkte ergaben ein dichtes Netz gemeinsamer Stationen, Begegnungen, Erfahrungen und Erlebnisse in den Monaten im Volkswagenwerk. Diesen Ein-

druck stützt der Zeitzeugenbericht von Stanisław Latacz. Er hatte Stefan Żurawicz vor 1945 nicht kennen gelernt. Dagegen war ihm Julian Banaś persönlich bekannt: Beide verbanden 77 Tage der Flucht. Am 24. April 1945 verließen Stanisław Latacz und Julian Banaś in einer kleinen Gruppe den Zweigbetrieb in Neudek und trennten sich nach elf Wochen auf dem Bahnhof in Poznań (Posen). Ihre Wege kreuzten sich in dem Moment, als Julian Banaś den Kontakt zu Stefan Żurawicz verlor. Was Stanisław Latacz über die gemeinsame Flucht berichtet, weist deutliche Parallelen zur Erzählung von Julian Banaś auf. Was aber die Zeit vom ersten Tag in der Fabrik am Mittellandkanal Anfang November 1942 bis zur Verlegung in die Zweigbetriebe im Hils und in Neudek betrifft, ist Stanisław Latacz ein eigenständiger Zeuge, der als Hilfsarbeiter aus Polen zwar ebenfalls in der Flugzeugreparatur arbeitete, aber in einer anderen Baracke mit anderen Landsleuten lebte und eigene Erfahrungen sammelte, die er auf seine persönliche Weise erinnert.

Der Krieg hatte drei junge Männer aus Polen in das Werk in der „Stadt des KdF-Wagens“ und seine Verlagerungsbetriebe gebracht. Ihre Wege kreuzten sich vierzig Jahre später erneut. Die gemeinsame Erinnerung an die Zeit im Volkswagenwerk brachte die Pensionäre wieder zusammen. Sie teilen die Erfahrungen von mehr als dreißig Monaten als polnische Zwangsarbeiter im Volkswagenwerk. Dieses kollektive Wissen bildete das Band, das die drei Zeitzeugen in unterschiedlichen Regionen Polens lebenslang verband und schließlich dazu motivierte, den Kontakt zu suchen.

Die drei Zeitzeugenberichte verweisen auf einen gemeinsamen Erinnerungshaushalt polnischer Zwangsarbeiter im damaligen Volkswagenwerk. Sie sind das schriftliche Endprodukt individueller Erinnerungsarbeit und im Ergebnis repräsentativ für die Gruppe. Ein kontrastierender Vergleich zeigt eine signifikante Schnittmenge der gemeinsam erlebten, gleichartig erzählten und bewerteten Ereignisse. Zu diesen identischen Erzählsegmenten in Bericht oder Interview gehören die Darstellungen des alltäglichen Lebens im Barackenlager, des permanenten Hungers, der bedrohlichen Situationen im Bunker durch die Luftangriffe der alliierten Bomber oder der riskanten Flucht aus Neudek nach Polen. Diese Aspekte der gemeinsamen Geschichte führen zum Kern des kollektiven Gedächtnisses, aus dem sich bis heute die Identität der polnischen Zeitzeugen speist. Dieser Kern markiert eine Schnittstelle zum autobiografischen Gedächtnis, dessen Bedeutung „nicht in der Wahrheit der erinnerten Erlebnisse und Ereignisse liegt, sondern in der subjektiven Überzeugung, dass sie wahr seien, also zu ‚mir‘ und meinem Selbst gehören“.[37]

Die Wiederkehr der Erinnerung

Erinnerung ist dynamisch und wird von der Gegenwart regiert. Die aktuelle Lebenssituation und momentanen Emotionen bestimmen immer wieder neu, welche Vergangenheit erinnert werden will, erinnert oder nicht erinnert werden kann, wie die Vergangenheit zur Sprache gebracht wird. In der Retrospektive auf die eigene Biografie verändern sich die Inhalte, werden in Worte gefasst, umgedeutet und erneut in Arealen der Großhirnrinde eingespeichert. So unterliegen autobiografische Erinnerungen einem permanenten Veränderungsprozess. Je nach Kontext und persönlicher Lebenssituation konstituiert sich die individuelle Erinnerung aus dem episodischen Gedächtnis, dem Langzeitspeicher des Gehirns, und wird als neues Engramm abgelegt. Erinnerung ist also immer mit einer Aktualisierung der Perspektive verbunden, aus der die erinnerten Inhalte wahrgenommen und erzählt werden.

Mit dieser Aktualisierung geht offenbar eine substanzielle Überformung und nachträgliche Veränderung der Erinnerungen durch persönliche Befindlichkeiten, Empfindungen und Erfahrungen einher, die der Einzelne seit dem letzten Mal gemacht hat, als er sich vergangene Ereignisse ins Gedächtnis rief.[38] Einzelne Schritte dieses kognitiven Prozesses, in dem die individuelle Vergangenheit aufgerufen, mit dem Anspruch auf Authentizität erzählt oder aufgeschrieben, inhaltlich verändert und erneut abgespeichert wird, sind jedoch bei Zeitzeugenberichten in der Regel kaum mehr nachvollziehbar. Nur Indizien liegen vor, um die Zusammenhänge zu erschließen, in denen ehemalige Zwangsarbeiter ihre Erinnerungen in Worte fassten. Wir kennen meist nur Fragmente ihrer Biografie. Nur selten ist mehr bekannt, als die Zeitzeugen selbst in Berichten und Interviews mitteilen. Dennoch sind die Erinnerungen ehemaliger Zwangsarbeiter aussagefähige Selbstzeugnisse, die unverzichtbar sind für die historische Forschung, da sie ein Bild der Vergangenheit vermitteln, das die Informationen aus Akten oder Dokumenten um die Sichtweisen der handelnden und betroffenen Personen bereichert.

Die Zeitzeugen begannen ihre biografische Retrospektive auf die etwa 32 Monate vom Oktober 1942 bis zum Sommer 1945, nachdem sie aus der aktiven Berufstätigkeit ausgeschieden waren. Durch den Übergang in die Rente war Raum für die eigene Vergangenheit frei geworden. Eine zusätzliche Initiative ging im März 1982 von Stefan Żurawicz aus. Er schaltete in „Gromada Rolnik Polski“, einer Wochenzeitschrift für Landwirte, eine Anzeige, die nach ehemaligen Zwangsarbeitern aus der „Stadt des KdF-Wagens, Kreis Gifhorn“ suchte.

Per Zufall kam diese Anzeige über einen Bekannten zum etwa 600 Kilometer entfernt in Poznań lebenden Julian

ODNAJDŹMY SIĘ, przyjaciele

Ciągle stamtąd...

Serdecznie dziękuję redakcji za wydrukowanie mojego listu w którym apelowałem o kontakt listowy z takimi jak ja, co spędzili lata na przymusowych robotach w Niemczech hitlerowskich. Jeden z kolegów się odnalazł, do innych może nie dotarła gazeta. Dlatego ponawiam prośbę: koleżanki i koledzy, jeśli byliście w KDF Wagens in Wolfzburg kreis Gifchorn i pracowaliście w tej fabryce, gdzie reperowało się samoloty, odezwijcie się! Wspomnijmy naszą niedolę, a może przypomnicie sobie małego, 14-letniego Stefana Kazikowskiego mieszkającego na sztubie 22/52 w Wolfzburgu... Po zbombardowaniu fabryki wywiezieni zostaliśmy w Sudety, do Tyrolu i Francji. Niektórych drogi wojenne zaprowadziły po kapitulacji Niemiec do Pilzna, skąd wracaliśmy do Polski.

Poszukuję więc: WŁADKA z Jatutowa w woj. zamojskim, JULKA BANASIA z Poznańskiego, był i STANISŁAW SYNGOWSKI, GRZEGORZ RUTA i ROMEK z Lublina, jak i JAN KRÓL z Limanowej. Byli także koledzy z Barchaczowa, Bartoszyc, Łubuń, Łabuniek, a także MARIAN GŁÓWNIAK HENRYK OSTAPOWICZ, EDMUND JANKOWSKI i inni z Warszawy i Częstochowy, wiele koleżanek z Łodzi (m. in. pamiętam IRENĘ MAJCHRZAK i STANISŁAWĘ BONIKOWSKĄ).

Jeśli ktoś do mnie napisze, to będzie wielka radość, a mam nadzieję, że w przyszłości i odwiedziny, bo często tak myślę że koleżanki i koledzy z tamtych lat to jak siostry i bracia w jednej niedoli.

Stefan Żurawicz
Abramów, woj. zamojskie
23-450 Goraj Lubelski

Na robotach przymusowych w Niemczech w latach 1940-41 aż do zakończenia wojny pracowałam w Prusach Wschodnich w miejscowości Wormdit (pisownia jak w liście — red.) u Józefa Klawki. Była ze mną 18-letnia ZOSIA SKALSKA i 15-letnia HELENKA BERBEKA. Opowiadały, że uciekały ze swych stron rodzinnych przed banderowcami, ale gdzie to było, to już nie pamiętam. Jeśli dotrze do nich ta gazeta, proszę, niech napiszą do mnie!

Paula Dworak
Marianka Mrocz.,
woj. kaliskie
63-611 Mroczeń

GROMADA Rolnik Polski Nr 12 z 1982 roku

Anzeige in „Gromada Rolnik Polski“, März 1982

Banaś, der den Faden unverzüglich aufnahm. Ein regelmäßiger Briefwechsel begann, und über vielfältige Aktivitäten baute Stefan Żurawicz ein überregionales Netzwerk ehemaliger Zwangsarbeiter des Volkswagenwerks auf. Sie pflegten regen Briefkontakt und tauschten sich über ihre Erlebnisse im damaligen Volkswagenwerk aus. Neben das geschriebene Wort trat bald das persönliche Gespräch am Telefon und später sogar die private Begegnung. Die Treffen der „Deutsch-Polnischen Gesellschaft Wolfsburg e.V.“ in Polen und die Besuche in Wolfsburg boten den in verschiedenen Regionen Polens lebenden Zeitzeugen willkommene Gelegenheiten, um an den Ort ihrer gemeinsamen Geschichte

zurückzukehren und über die Vergangenheit zu sprechen.[39] So entwickelte sich seit 1982 unter den Zeitzeugen eine vitale Kommunikation über die Zeit im Volkswagenwerk am Mittellandkanal und in den Zweigbetrieben in Neudek oder Eschershausen im Hils.

In diesem lebensgeschichtlichen Kontext starteten die Befragungen durch professionelle Historiker. Das von Dr. Klaus-Jörg Siegfried geleitete Stadtarchiv Wolfsburg versandte im Rahmen eines vom Rat der Stadt erteilten Forschungsauftrags im Herbst 1986 einen standardisierten Fragebogen an ehemalige Zwangsarbeiter aus Polen und anderen Ländern Europas.[40] Die Forschungsgruppe um den Bochumer Zeithistoriker Hans Mommsen kontaktierte Zeitzeugen in ihren Herkunftsländern seit dem Spätsommer 1988, um deren Erinnerungen in Interviews festzuhalten und als historische Quellen für eine unternehmensgeschichtliche Studie über die Entwicklung der Zwangsarbeit im damaligen Volkswagenwerk zu nutzen.[41]

Fragebogen und Interviews der Historiker fielen auf einen fruchtbaren und längst bereiteten Boden: Mit einer zeitlichen Distanz zu den Ereignissen von etwa vierzig Jahren hatten ihre Gesprächspartner begonnen, sich zunächst allein und dann im vertrauten Kreis der Betroffenen in ein Verhältnis zu ihrer Zeit im Volkswagenwerk in der „Stadt des KdF-Wagens“ zu setzen. Sie reaktivierten ihr Gedächtnis und formulierten im Kontakt mit den Angehörigen ihrer knapp fünf Jahre alten Erinnerungsgemeinschaft ihre erlebte Geschichte in Briefen, Interviews oder handschriftlichen Texten. Die Erinnerung wurde mehr und mehr aktualisiert. Sie war für die pensionierten Männer ein beliebter Gesprächsstoff, wurde aufgerufen, besprochen und womöglich leidenschaftlich diskutiert, durch Hinweise, Bemerkungen oder Kommentare der ehemaligen Kollegen ergänzt oder bestätigt. Die Kommunikation mit anderen Zeitzeugen ist eine „conditio sine qua non“ für die einzelnen Erinnerungsberichte. Sie ist konstitutiv für die Genese der „Ego-Dokumente“[42], die sich schließlich als individuelle, authentische Produkte eines dichten Kommunikationsprozesses entweder in mündlichen Erzählungen vor dem Mikrofon eines Interviewers oder in schriftlichen Berichten gegenüber den interessierten Geschichtswissenschaftlern manifestierten.

Die unter diesen kommunikativen Rahmenbedingungen auf Band oder Papier fixierten „Ego-Dokumente“ entstammen einer produktiven Erinnerungsphase nach 1985, als die Zeitzeugen um die sechzig Jahre alt waren. Die Erinnerungsarbeit ist den ehemaligen Zwangsarbeitern keineswegs leicht gefallen. Es kostete sie erhebliche Mühe und Kraft, diesen vergleichsweise kurzen, aber nachhaltig prägenden Lebensabschnitt aufzuarbeiten und zu Papier zu bringen. Die einführenden Bemerkungen und Begleitschreiben der Zeitzeugenberichte sprechen eine eindeutige Sprache. Es war ein schmerzhafter und unangenehmer Blick zurück: „In der Erinnerung zurückzukehren in eine Zeit der Erniedrigung der Menschen, als ein Mensch als eine Sache behandelt wurde, ist eine unangenehme Sache“, so eröffnet Julian Banaś seine Erzählung. Er beschreibt eindrücklich die Barrieren, die er beim Interview zu überwinden hatte: „Wissen Sie: Jedes Mal, wenn ich darüber sprechen soll, spüre ich anfangs so eine innere Abneigung. Wozu zu diesen Dingen zurückkehren, die vergangen sind? Ich verspüre also einen inneren Widerstand, wenn ich beginnen soll, darüber zu erzählen. Aber wenn man erst einmal begonnen hat, dann ist es wie das Aufstoßen einer Tür. Man geht hinein in einen Raum, in dem man erneut Bilder der Erlebnisse aus der trau-

rigen Jugendzeit betrachtet. (...) Die ersten Momente sind wie das Öffnen einer Wunde." Stefan Żurawicz teilte diesen „Schmerz", und Stanisław Latacz beschloss seinen Zeitzeugenbericht mit der Bemerkung: „Ich beende die Beschreibung, zu der ich wahrhaftig keine Lust verspürte."[43] Dennoch entschlossen sie sich auf die Anfragen deutscher Historiker hin, die erforderlichen Energien aufzubringen, um ihren Beitrag zur Dokumentation und wissenschaftlichen Erforschung der Geschichte der polnischen Zwangsarbeiter im damaligen Volkswagenwerk zu leisten.

Wie drückend aber die Last der Erinnerungen war, erfuhren die befragten Autoren bei der Vorbereitung und beim Verfassen ihrer Erinnerungen, als sie Monate und Jahre der eigenen Jugend zum Gegenstand ihres Berichts machten. In der rückblickenden Erinnerung verbanden sie vergangene Ereignisse mit der Gegenwart der Niederschrift oder des Interviews[44], reflektierten also aus der individuellen Lebenssituation um 1985 heraus auf die Periode von Oktober 1942 bis Sommer 1945. Sie suchten, um diese Zeitspanne zu überbrücken und sich die Zeit im damaligen Volkswagenwerk zu vergegenwärtigen, Informationen in Zeugnissen, Briefen oder anderen Schriftstücken und griffen, falls überhaupt noch erhalten, zum einstigen Werksausweis oder auf Fotografien aus der Fabrik am Mittellandkanal oder aus den Barackenlagern in der „Stadt des KdF-Wagens" zurück. Nur ein spärlicher Rest originaler Dokumente hatte die Flucht und Heimkehr nach Polen und die Jahre der kommunistischen Herrschaft überstanden. Die Zeitzeugen suchten und fanden schließlich eine Alternative, die ihnen bei der Rekonstruktion der Vergangenheit hilfreich war: Sie sprachen oder korrespondierten mit ehemaligen Kollegen über einzelne Ereignisse, Erlebnisse oder Personen. Vor dem Akt des Schreibens standen also eigene Reflexionen, allenfalls kurze Recherchen und vor allem der intensive Dialog der Zeitzeugen, um das vergangene Geschehen zurückzuholen.

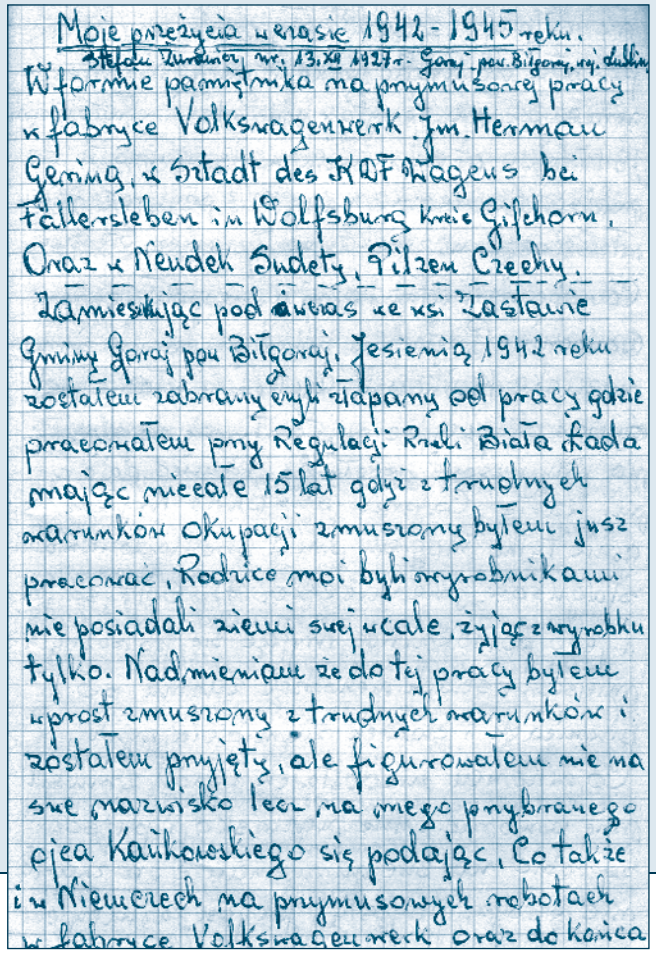
Julian Banaś musste beim Abfassen seines Berichts beinahe ohne schriftliche Dokumente auskommen. Er konnte sich lediglich auf drei Informationsquellen verlassen: sein Gedächtnis, einige Fotografien und seine Briefpartner. Vor allem im Vorruhestand nach 1981 pflegte er vielfältige Briefkontakte. Sein erster Briefpartner war über 35 Jahre nach dem Krieg Stanisław Latacz, der einstige Fluchtgefährte aus Neudek. Kurz darauf folgten Józef Szota und schließlich Stefan Żurawicz im Raum Lublin.[45] Weitere Kontakte erschlossen sich durch die erste Reise nach Wolfsburg im Mai 1989. Es war Stefan Żurawicz, der Julian Banaś schließlich davon überzeugte, seine Erinnerungen aufzuschreiben und den Fragebogen des Stadtarchivs Wolfsburg vom 22. Oktober 1986 zu beantworten. Bei der Lektüre der Briefe seines „Freundes" Stefan Żurawicz stellte er eine Vielzahl von Differenzen in der narrativen Darstellung und Deutung der Ereignisse fest.[46] Aber er vertraute darauf, dass sein persönlicher Bericht ein Baustein in einem Mosaik von Erinnerungsberichten sein würde, die bei aller erkennbarer Unterschiedlichkeit und Einzigartigkeit in ihrer Summe letztlich ein wahrheitsgetreues Abbild der damaligen Realität der Zwangsarbeit in der Fabrik am Mittellandkanal dokumentierten.

Akribisch und ausführlich ging Julian Banaś auf die Aspekte ein, die im Fragebogen gefordert wurden. Ein erster Bericht im Umfang von siebzehn Seiten, der sich mit der Situation polnischer Zwangsarbeiter in der „Stadt des KdF-Wagens" beschäftigte, lag Mitte Januar 1988 vor. Die Monate im Zweigbetrieb Neudek und die Heimkehr nach Polen wurden nicht erfragt und blieben deswegen ausgespart. Diese Lücke

wurde später durch zwei Interviews geschlossen: Im Sommer 1990 durch ein Erstinterview über mehr als zwei Stunden[47] und elf Jahre später durch ein lebensgeschichtliches Zeitzeugengespräch in polnischer Sprache in Poznań (Posen).[48] Um ein möglichst vollständiges Bild seiner Erinnerungen herzustellen und sogar die Chance zu eröffnen, identische Episoden und eventuelle Unterschiede in den Erzählungen zu erkennen, wurden die drei Versionen – Bericht Stadtarchiv Wolfsburg 1988, Interview 1990 und Interview 2001 – fusioniert. Überschneidungen wurden gestrichen, textliche Varianten herausgefiltert, unter Angabe des Entstehungsdatums wiedergegeben und um spätere Teile aus den mündlichen Befragungen ergänzt. So erzählte Julian Banaś beispielsweise erst im Oktober 2001 zum ersten Mal ausführlich von den Ereignissen im Verlagerungsbetrieb in Neudek und von seiner Flucht nach Polen. Diese Textpassagen bilden immerhin mehr als ein Drittel des gesamten Zeitzeugenberichts. Die komplette Version der auf diese Art und Weise komponierten „Ego-Texte" hat Julian Banaś im Sommer 2002 gelesen, geringfügig verändert und für die Veröffentlichung in der Schriftenreihe der Historischen Kommunikation von Volkswagen autorisiert.[49] Den Erzählstil von Julian Banaś kennzeichnen vor allem detailreiche Innenansichten des Lagers, der Baracken, der Krankenstation oder der Waschräume. Darüber hinaus unterbricht er den Fluss der chronologischen Darstellung immer wieder durch stark reflexive Passagen, in denen er seinen Gedanken und Werturteilen über den monotonen Charakter industrieller Fließbandarbeit, den Verlust der Freiheit oder über die existenziellen Erfahrungen des Hungers und der Luftangriffe Raum gibt.[50] Darin kommt der bildungsbürgerliche Hintergrund und die schulische Ausbildung des Lehrersohns aus Poznań (Posen) zum Ausdruck, der nicht nur das Gymnasium besucht hatte, sondern in einem familiären Umfeld aufwuchs, das ihm die Bedeutung von Bildung und Sprachen vermittelte. Julian Banaś verdankte seiner intellektuellen Offenheit und Lernbereitschaft einiges, denn die sprachlichen Fähigkeiten des 16-jährigen Hilfsarbeiters in der Flugzeugreparatur wurden rasch entdeckt und genutzt. Er wurde zum Abteilungsdolmetscher und vermittelte die Gespräche im Betrieb zwischen der deutschen Belegschaft und den ausländischen Arbeitern. In dieser Rolle genoss er eine, auch im Vergleich zu seinen polnischen Kollegen, bevorzugte Behandlung, was er in seinem Zeitzeugenbericht als strukturellen Vorteil deutet, der ihm manche Schikane und Repressalie ersparte oder sogar dazu beigetragen hatte, einen der Sabotage verdächtigten Polen vor dem Straflager zu retten. Die Position als Dolmetscher führte Julian Banaś in häufige Kontakte mit deutschen Meistern, Ingenieuren oder dem Wachpersonal, deren Verhalten und Motive er zu verstehen versucht, wenngleich es ihm bisweilen nicht gelingt. Er will sachlich über die Strukturen von Fabrik und Lager berichten, aber er will auch menschliches Verhalten im Spiegel seiner eigenen Erlebnisse beschreiben, erklären und bewerten. So gibt er den geschilderten Ereignissen eine klare Deutung und zieht farbige Striche in einer lebhaften Erzählung, die an der persönlichen und allgemeinen Bedeutung der erfahrenen Menschenrechtsverletzungen keinen Zweifel zulässt.

Stanisław Latacz fertigte im Herbst und Winter 1987 einen schriftlichen Bericht auf der Grundlage des Fragebogens an. Wir wissen, dass er wenige Dokumente aus der Zeit im Volkswagenwerk hatte retten können und dass er ein früher Briefpartner von Julian Banaś und anderen Zeitzeugen gewesen ist. Den ersten Bericht ergänzte er in einem fast dreistündigen Interview vom 23. August 1989 um die Ereig-

Das „Rote Heft“



Erste Seite im „Roten Heft“

nisse in den Verlagerungsbetrieben im Hils und in Neudek.[51] Diese Ausführungen beruhten offenbar auf zeitnahen Notizen oder Tagebucheintragungen, aus denen er eine kurze Passage („Die Wanzenplage im Lager ‚Egerland‘ in Neudek“) im August 2003 seinem hier vorgelegten Bericht aus dem Jahr 1987 hinzufügte.[52] Stanisław Latacz schrieb, wie es am Ende seines Berichts heißt, über „wahre Vorfälle und Tatsachen in großer Verkürzung“. In der Tat ist er ein nüchterner und ernsthafter Erzähler von Fakten, der eine kurze und prägnante Darstellung der Ereignisse bevorzugt und persönliche Kommentare und Anmerkungen fast vollständig vermeidet.

Stefan Żurawicz konnte zügig reagieren, als die Wissenschaftler zu ihm in Kontakt traten: Nicht nur dass er ein überzeugter und engagierter Förderer der wissenschaftlichen Forschungsprojekte aus Deutschland war und

half, Interviewpartner vor die Mikrofone der Historiker zu bringen. Auch hatte der damals 59-jährige die Arbeit an seinem Erinnerungsbericht bis Mitte Dezember 1986 bereits abgeschlossen. In einem roten Heft mit kariertem Papier im DIN A 5-Format zeichnete er handschriftlich unter dem Titel „Verkürztes Tagebuch von Erlebnissen bei der Zwangsarbeit in Deutschland von 1942-1945“ seine Geschichte auf. Das Tagebuch stand Pate, als Stefan Żurawicz seinen Text zur Fragebogenaktion des Stadtarchivs Wolfsburg formulierte und ablieferte. Die deutsche Übersetzung lag zum Jahreswechsel 1986/1987 vor. Es handelte sich um einen handschriftlichen Auszug aus dem „Roten Heft“ im Umfang von 28 eng beschriebenen Seiten. Dieser Text gab auf die im Fragebogen geforderten Aspekte ausführlich und detailliert Antwort, und zwar nicht dem Aufbau der Fragen Punkt für Punkt folgend, sondern er sprengte den inhaltlichen Rahmen des Fragebogens durch eine geschlossene und chronologisch angelegte Erzählung. Dieser Extrakt wiederholte den Wahrheits- und Vollständigkeitsanspruch des schriftlichen Originals im „Roten Heft“: Sie seien „authentisch, nicht erdacht“, seien zwar in gewisser Weise „nicht vollständig, denn wollte man alles aus dem Gedächtnis wiedergeben, was war und wie man es erlebt hat, könnte man damit einen Roman füllen“.[53]

Die Zeitzeugenberichte in der langen Originalfassung und in gekürzter Version heben Stefan Żurawicz aus dem Kreis der ehemaligen Zwangsarbeiter deutlich hervor. Dieser reiche Erinnerungsfundus wurde schließlich durch ein mehrstündiges Interview im August 1989 weiter ausgeweitet.[54] Nur zwei Monate später übergab Stefan Żurawicz das „Rote Heft“ mit allen Nutzungsrechten der Volkswagen AG.[55]

Diese Entscheidung stand sicherlich im Zusammenhang mit seiner ersten Reise nach Wolfsburg, die 1988 zum 50. Jubiläum der Stadt stattfand, und dem zweiten Besuch ein Jahr darauf zur „Deutsch-Polnischen Woche“ am 1. September 1989, dem 50. Jahrestag des Überfalls auf Polen.

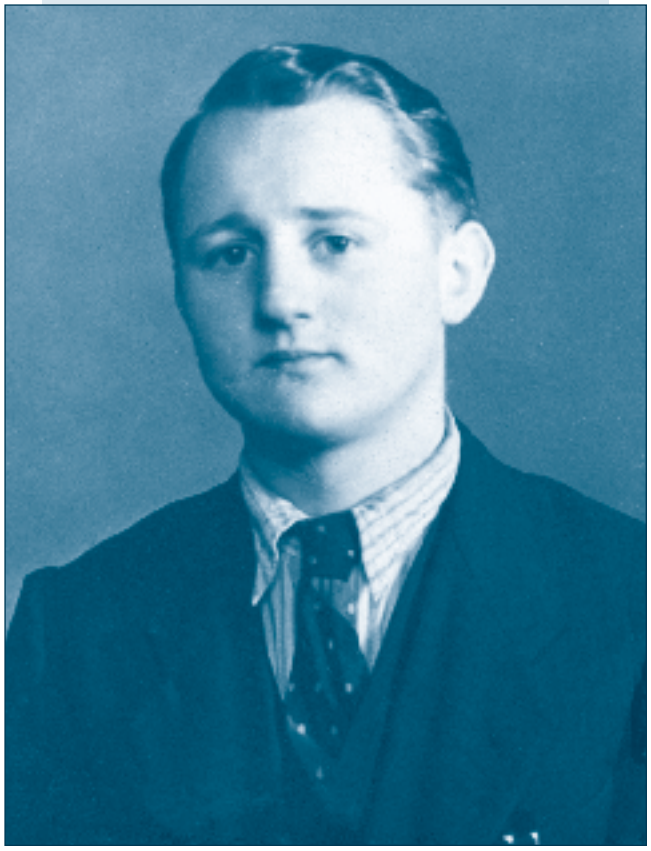
Vorgelegt wird hier der bis zum Dezember 1986 schriftlich fixierte Urtext aus dem „Roten Heft“,[56] dem Dreh- und Angelpunkt der Erinnerungen des Stefan Żurawicz, den er wieder und wieder als Referenz bemühte, um seine Zeit als Zwangsarbeiter in Deutschland zu belegen und im Zwiegespräch mit ehemaligen Kollegen oder im Kontakt mit Historikern zu präsentieren. Stefan Żurawicz ist im „Roten Heft“ ein sorgfältiger und gewissenhafter Chronist der Ereignisse. Er wählt eine chronologische Erzählweise und bemüht sich mit großer Detailfülle um die genaue Beobachtung und Beschreibung von Orten, Personen und Ereignissen in der „Stadt des KdF-Wagens“, in Neudek oder auf der Flucht nach Polen.

Die Berichte der drei Zeitzeugen aus Polen geben dem System der Zwangsarbeit im damaligen Volkswagenwerk und seinen Verlagerungsbetrieben klare Konturen. Sie führen einen Ausschnitt der multi-ethnischen Betriebsgesellschaft vor Augen, der sich deutlich von den autobiografischen Erinnerungen ehemaliger Zwangsarbeiter aus Frankreich und den Niederlanden unterscheidet. In der Differenz der Wahrnehmung und Erzählung über die Erlebnisse in der „Stadt des KdF-Wagens“, in Neudek oder in Eschershausen eröffnen die Zeitzeugen aus Polen einen individuellen Zugang zur Vergangenheit, der nachgeborenen Generationen helfen kann, die alltägliche Realität der Zwangsarbeit im damaligen Volkswagenwerk in ihrer Vielschichtigkeit zu begreifen.

Julian Banaś

Julian Banaś

Julian Banaś, geboren am 31. März 1926 bei Poznań, drei Brüder, verließ 1938 sein Elternhaus und besuchte das Gymnasium in Poznań, wurde im Herbst 1939 mit seiner Familie ins „Generalgouvernement“ Distrikt Lublin vertrieben, Opfer einer Razzia auf dem Bahnhof von Dęblin, 60 Kilometer nordwestlich von Lublin, mehrtägiger Transport über die Durchgangslager Lublin und Lehrte in die „Stadt des KdF-Wagens“, vom 15. Oktober 1942 bis 30. November 1944 als Hilfsarbeiter in der Flugzeugreparatur im Volkswagenwerk, Dolmetscher in der Abteilung, Verlegung nach Neudek Ende November 1944, Flucht Mitte April 1945, am 2. Juli 1945 zurück bei der Familie in Poznań, Abitur und Studium an der Handelsakademie Poznań ab 1948, „Magister der Ökonomie“ 1959, bereits 1948 Angestellter im „Büro für städtische Bauvorhaben“ in Poznań, in dem er 32 Jahre lang arbeitete. Julian Banaś verstarb an seinem 81. Geburtstag am 31. März 2007 in Poznań.



Julian Banaś, 1942

In der Erinnerung zurückzukehren in eine Zeit der Erniedrigung der Menschen, als ein Mensch als Sache behandelt wurde, ist eine unangenehme Angelegenheit. Deswegen habe ich mich erst jetzt entschlossen, meine Erlebnisse während des Aufenthalts in der „Stadt des KdF-Wagens“ zu beschreiben.

Eigentlich hat mich dazu mein Freund aus der Zeit des Kriegsunglücks überredet, Herr Stefan Żurawicz, der am anderen Ende Polens wohnt. Aus seinen Briefen kann ich entnehmen, dass meine Erinnerungen eine bestimmte und in manchen Einzelheiten vielleicht eine wesentliche Ergänzung der Schilderung unserer Erlebnisse in der „Stadt des KdF-Wagens“ sein werden. Jeder reagiert doch anders in verschiedenen Dingen und beurteilt die gleiche Situation auf seine Weise. Die Summe dieser unterschiedlichen Beurteilungen kann daher eine Grundlage zur objektiven Wahrheit bilden, und darum geht es mir.

In den letzten vierzig Jahren sind viele Ereignisse und Einzelheiten aus dem Gedächtnis verschwunden. Aber ich werde mich bemühen, aus dem, was übrig geblieben ist, ein Lebensbild eines polnischen Arbeiters vorzustellen, der während des Krieges für Arbeiten nach Deutschland gebracht und zur Arbeit im Volkswagenwerk eingeteilt wurde.

Von Poznań nach Dęblin

Ich wurde am 31. März 1926 auf einem Dorf unweit von Poznań geboren. Mein Vater war Lehrer und Leiter der Grundschule von Niestronno. Nach Ausbruch des Krieges und der Besetzung Polens durch die deutsche Wehrmacht bekam Wielkopolska (Großpolen) den Namen „Warthegau“ und wurde dem „Deutschen Reich“ angeschlossen. Das erste polenfeindliche Unternehmen war, die polnische Intelligenz, also vor allem Lehrer und Priester, zu beseitigen. Es wurde entschieden, sie in Konzentrationslager oder in das östliche Gebiet Polens, also in das „Generalgouvernement“, zu bringen. Mein Vater hatte das Glück, für das „Generalgouvernement“ eingeteilt zu werden. Er hatte mehr Glück als der Bruder meiner Mutter, der auch Lehrer war und den man nach Mauthausen gebracht hatte. Denn im Jahre 1940 lebte er nicht mehr.

■——— Text aus Interview 1990 ■
●——————— Text aus Interview 2001 ●

■——— Meine Mutter war zu Hause. Sie führte den Haushalt. Sie hatte noch deutsche Schulen besucht. Vor dem Ersten Weltkrieg gab es hier eine preußische Besatzung. Es gab keine polnischen Schulen. Deswegen sprach meine Mutter Deutsch. Manchmal kannte sie sich besser in der Literatur und Kunst aus als die deutschen Mädchen ihres Alters. Mutter stammte nämlich auch aus einer Lehrerfamilie, in der die Bildung sehr hoch geschätzt wurde. ■

Am 9. Dezember 1939 mussten wir binnen zwei Stunden unsere Wohnung verlassen. Wir durften nur mitnehmen, was wir tragen konnten. Unsere Familie wurde zuerst in ein Durchgangslager gebracht und schon am nächsten Tag in die weite Ferne nach Südosten in die Gegend von Dęblin weitertransportiert. Dęblin ist eine Hauptstation an der Linie Warszawa (Warschau) – Lublin. Mein Vater bekam dort eine Stelle als Lehrer. Sein Vorgänger saß während des ganzen Krieges im Offizierslager. Da aber im besetzten Polen die Mittel- und Hochschulen liquidiert werden sollten, lernten Jugendliche, die lernen wollten, in privaten geheimen Kursen und erwarben so ihre Kenntnisse und ihr Wissen. Ich gehörte zu ihnen. Doch lernte ich zu Hause, weil mir meine Eltern dabei helfen konnten.

■——— Ich freute mich, als ich 1938 in Trzemeszno auf das Gymnasium kam. Es war für mich ein anderes Leben. Ich wohnte nicht mehr zu Hause, sondern zur Untermiete, da Trzemeszno fünfzehn Kilometer von Niestronno entfernt war. Es war im Grunde eine erste, noch in der Kindheit erfahrene Abhärtung, weil ich weiter weg von Mutter und Vater war.
Ich war noch ein Kind, als der Krieg ausbrach. Ich war dreizehn Jahre alt. Der Hunger begann, als wir in den Distrikt Lublin im „Generalgouvernement“ gebracht wurden. Wir hatten nichts. Als wir ankamen, hat mein Vater die Möbel, Betten und Regale aus Brettern selbst gemacht. Wir hatten kein Geld, um etwas zu kaufen. Und es gab nichts zu kaufen. Wir waren nur zwei Tage in einem Übergangslager. Als sie uns wegbrachten, setzten sie uns einfach an der Station Sobolew aus. Das liegt etwa auf halber Strecke zwischen Warszawa (Warschau) und Lublin. Es war ein Transport mit mehr als tausend Menschen. Die Bauern mussten dorthin kommen und die Familien abholen. Was dann weiter mit ihnen geschehen sollte, interessierte die deutschen Machthaber nicht mehr. Wir besaßen praktisch nichts außer dem, was wir mitgebracht hatten. ■

Razzia

Das Pech oder eine Vorherbestimmung wollte, dass ich um den 10. Oktober 1942, als ich von Warszawa (Warschau) nach Dęblin fuhr, beim Verlassen des Zuges in eine Menschenjagd geriet. Das Areal um den Bahnhof herum und die einfahrenden Züge wurden von der deutschen Polizei umstellt. Ich weiß nicht, ob es Gestapo, SS oder eine andere Polizei war. Für mich war es einerlei. Denn sie schrien laut und schlugen bei jeder Kleinigkeit. Unter ihnen befanden sich auch Deutsche in Zivilkleidung. Alle Personen im jungen und mittleren Alter mussten sich ausweisen. Wer kein Arbeitsbuch oder keine Karte bei sich hatte, wurde verdächtigt und unter strenge Überwachung gestellt. Leider gehörte auch ich dazu. Etwa vierzig bis fünfzig Personen wurden festgenommen. Im letzten Waggon des nächsten Zuges

fuhren wir unter Begleitung der Polizei nach Lublin. Vom Bahnhof fuhren wir mit Lastkraftwagen zur Sammelstelle – einer großen Schule. Verwalter der Sammelstelle waren Deutsche, aber ebenfalls in Zivil. So verlief die Anwerbung im „Generalgouvernement“ in ziemlich brutaler Weise.

In die „Stadt des KdF-Wagens“

Gleich am nächsten Tag wurden wir von der Sammelstelle von Lublin mit Lastwagen zum Bahnhof transportiert. Ein Zug mit Personenwaggons erwartete uns. In den Waggons gab es genügend Platz. Es war wohl ein größerer Transport geplant, aber die Fänge fielen kleiner aus. Von Lublin fuhren wir in der Dämmerung ab. Ich sah, dass einige versuchten, aus dem fahrenden Zug zu fliehen. Ob Schüsse abgegeben wurden, weiß ich nicht. Denn der Lärm war groß. Der Zug fuhr viele, viele Stunden ohne Halt. Nach so vielen Jahren erinnere ich mich nicht mehr, wo der erste Halt war. Ich weiß nur noch, dass der Zug in aller Frühe in Kalisz hielt und später in meinem Poznań etwa eine halbe Stunde.

Wir waren hungrig. Unser letztes Essen war in Lublin ein Teller Suppe und ein Stück Brot gewesen – das war das ganze Mittagessen. Die Polen, denen wir am Bahnhof in Poznań begegneten, konnten uns nichts zum Essen geben. Sie hatten selbst nichts. Von Poznań fuhren wir über Zbeszyn in Richtung Berlin. Unterwegs – aber ich weiß nicht mehr, bei welcher Station es war – bekamen wir zu essen: ein Brot für zwei Personen und schwarzen Kaffee. Ich erinnere mich nicht, wie wir den Kaffee tranken. Wir hatten weder Gläser noch Becher. Das war die erste und letzte Verpflegung. Gegen Abend oder in der Nacht passierten wir Berlin. Am zweiten Tag wurden wir in Lehrte bei Hannover abgeladen. Da befand sich ein Durchgangslager. Dieser Transport von Lublin nach Lehrte dauerte zwei Tage und zwei Nächte.

Im „Generalgouvernement“ bewachte die Polizei den Zug. Als wir die Grenze hinter uns hatten, fuhren nur noch deutsche Zivilisten mit, die den Transport begleiteten. Auf der Fahrt quälte uns der Hunger sehr. Alles andere war erträglich, weil in den Waggons für die Personen, die mitfuhren, genug Platz war. In Lehrte hielten wir uns zwei oder drei Tage auf. Dann brachte man uns in die „Stadt des KdF-Wagens“.

■——— Ich begriff damals, dass ich ein Sklave bin. Als ich noch in Polen war, hatten wir zwar kein unabhängiges Vaterland mehr. Aber ich war unter den Meinen und wurde von den Menschen anders behandelt. Dagegen haben mich die ersten Tage in der KdF-Stadt begreifen lassen, dass ich zu einem Objekt geworden war. Ein Objekt, das arbeiten kann, das etwas geben kann. Es war ein Gefühl, als ob man auf den Boden gesunken wäre. Das Gefühl, sich in einer Situation zu befinden, auf die man überhaupt keinen Einfluss hat. Ganz zu schweigen davon, dass man nicht wusste, wie das endet und wie lange es dauert. ■

Drei Lager

In der „Stadt des KdF-Wagens“ lebte ich in drei Lagern: Von Oktober 1942 bis Frühjahr 1943 in der Nähe des Bahnhofs. Es war ein Männerlager.[57] Die Baracken, in denen wir untergebracht waren, waren neu gebaut. Daneben standen Baracken, in denen Italiener wohnten. Dieses Lager war nur mit einem Maschenzaun umgeben. Es war ein Leichtes, hinüberzusteigen. Es gab einen einzigen Eingang ins Lager. Auf dem Gelände stand eine Sozialbaracke mit Waschräumen, Duschen, Platz für Wäschewaschen und Toiletten. Ein-

„Gemeinschaftslager“

mal in der Woche gab es warmes Wasser. Auf dem Lagergelände befand sich auch eine Kantine. Da konnte man die nötigsten Kleinigkeiten wie Schreibpapier, Zahnpasta, Schuhcreme, Zigaretten auf Marken, Streichhölzer und dergleichen kaufen.

■——— Es war das „Gemeinschaftslager“, in dem bereits Italiener und Franzosen wohnten. Wir wohnten in neuen Baracken. Sie waren in der Nähe des Bahnhofs. Wir mussten täglich zur Arbeit über eine Holzbrücke gehen. Diese Brücke war etwa in Höhe von Sektor 9. In diesem Lager gab es einmal die Woche warmes Wasser und Duschen. Man konnte Wäsche waschen und die Duschen benutzen. Aber nur einmal in der Woche. ■

Im Frühjahr 1943 wurden wir in ein neu ausgebautes Lager übersiedelt. Es befand sich nördlich der Gießerei, die noch nicht in Betrieb war.[58] Auf diesem Gelände lag schon vorher

Tullio-Cianetti-Halle, 1939

ein Lager, das mit Polinnen belegt war. Die neuen Baracken, in denen wir untergebracht waren, ermöglichten es, alle polnischen Arbeiter, Männer wie Frauen, in einem Lager einzuquartieren. Ich erinnere mich nicht mehr daran, ob der von Polinnen besetzte, östlich gelegene Teil des Lagers mit einem Zaun abgegrenzt war. Tagsüber war der Aufenthalt der Männer im Bereich der Frauen und auch umgekehrt nicht eingeschränkt. Ein solches Verbot galt erst am Abend ab 21.00 oder 22.00 Uhr.[59]

In diesem Lager waren ich und auch der größte Teil der Polinnen und Polen am längsten – bis zur vierten Bombardierung des Volkswagenwerks im August oder September 1944. Bei dieser Bombardierung wurde ein großer Teil der Baracken zerstört. Am gleichen Tag wurden wir gegen Abend in ein Lager umgesiedelt, das nordöstlich der berühmten Cianetti-Halle lag.[60] Dort wurden ebenfalls Polinnen untergebracht. In diesem Lager blieb ich bis zum 30. November 1944, als ich in die Tschechoslowakei

abtransportiert wurde, dem damaligen Sudetenland, in den Ort Neudek bei Karlsbad. In Neudek sollte das Volkswagenwerk eine Filiale der Fabrik für Rüstungsindustrie errichten.

Die Baracken

In den Baracken des „Gießereilagers“ befanden sich ziemlich große Räume. Darin lebten in der Regel 20 oder 24 Personen. Ich erinnere mich nicht mehr, ob in jedem Saal zehn oder zwölf hölzerne Etagenbetten mit einem Strohsack standen. Ich schlief immer oben. Oben war es wärmer. Pro Person bekamen wir zwei Decken. Im Raum standen ein kleiner Tisch, ein paar hölzerne Hocker, Schränke für die Kleidung (wahrscheinlich ein Schrank für vier Personen) und in der Mitte des Raumes ein eiserner Ofen. Wir heizten mit Kohlen und Briketts, die jedoch während der kühlen Tage nicht ausreichten. Die Betten standen zu Zweierbetten zusammen. Der Zwischenraum war eng, zu eng, als dass vier Personen sich gleichzeitig hätten umkleiden können. In der ganzen Baracke war es so eng, dass wir nach der Arbeit zwischen die Bettreihen gehen mussten. Am Tisch war zu wenig Platz für alle. Waschbecken und Toiletten befanden sich in einer gesonderten Baracke. Um die Kleidung zu waschen, gab es nur bescheidene Mittel.

Es gab im Lager kein warmes Wasser, keine Duschen, und die Toiletten waren ohne Kabinen. Ich erinnere mich daran, dass ich in dieser Zeit täglich die Duschen auf dem Fabrikgelände benutzte. Ich weiß nicht, wie die Gesundheits- und Sanitärvorrichtungen für Frauen im östlichen Teil des Lagers organisiert waren. Dieser Teil wurde wesentlich früher gebaut als der westliche.

Alle Baracken sahen gleich aus. Ich kann mich nicht mehr genau erinnern, wie viele Etagenbetten bei uns standen, ob zehn oder zwölf. Auf jeden Fall waren wir ein Haufen Leute. Es war sehr eng. Der Abstand zwischen den Betten war so gering, dass wir große Schwierigkeiten hatten, bei Alarm aufzustehen und uns anzuziehen. Ich hatte mir wieder einen guten Platz ausgesucht, als wir eingezogen waren. Ich hatte ein Bett, das an der Wand lag. So waren wir nur zu zweit beim Aufstehen. Und daneben oder im nächsten Gang waren es beim Aufstehen vier! Da gab es dann tatsächlich Schwierigkeiten, sich schnell anzuziehen.

Jeder war verantwortlich für die Sauberkeit an seinem Platz und damit in der ganzen Stube. Wir hatten im Lager zwei Polen, glaube ich, die die Verbindung zwischen dem Lagerführer und uns bildeten. Sie waren ständige Mitarbeiter im Lager. Was sie genau taten, weiß ich nicht, vielleicht Ordnungsarbeiten. Auf jeden Fall sprachen sie einigermaßen Deutsch. Wenn es notwendig war, stellten sie den Kontakt zum Lagerführer her. Außerdem weckten sie uns jeden Morgen mit einem Wecksignal. Sie überwachten unsere Aufstellung in Kolonnen zu vier oder sechs Personen, womit sie dem Werkschutz behilflich waren, und eskortierten uns zur Fabrik. Sie hatten am linken Ärmel eine Armbinde mit der Aufschrift „Aufsicht“.

„Oper im Waschraum“

Ich habe mir, was das Duschen betrifft, so zu helfen gewusst: Nach der Arbeit und dem Abendessen ging ich aus der Kantine nicht direkt ins Lager zurück, sondern ging in das Erdgeschoss im Karosseriebau, weil es dort Duschkabinen gab. Dort konnte ich duschen und mich vernünftig waschen. Ich ging immer allein, weil keiner der Kollegen,

denen ich das vorgeschlagen hatte, sich traute mitzugehen. Alle hatten Angst davor, der Werkschutz könnte herausfinden, dass ein Pole die Duschkabinen benutzt. Dann wäre die Peitsche fällig gewesen. Ich ging das Risiko ein. Obwohl es in den Duschräumen die Aufschrift „Nur für Deutsche“ nicht gab, fühlte ich immer eine gewisse Unruhe, wenn ich mich nach der Arbeit in die ersehnte Duschkabine begab.
Als ich einmal mit einem Italiener zusammenarbeitete, erzählte ich ihm, dass wir in unserem Lager kein warmes Wasser hätten und dass ich, um zu duschen, nach der Arbeit in der Fabrik bliebe und die Duschkabinen im Karosseriebau benutzte. Ich erzählte ihm von meiner Angst, den Werkschutz anzutreffen, und dass es dann ein unangenehmes Ende gebe. Ich sagte: „Gerade heute will ich wieder hin.“ Ich machte die Schublade etwas auf und zeigte mit der Hand auf ein Handtuch und eine Seife. Augenblicklich traf ich auf eine spontane, typisch südländische Reaktion: „Giulio, geh nicht dorthin! Komm zu uns! In unserem Lager gibt es Duschen mit warmem Wasser.“ Er erklärte mir, wo sich die Baracke mit den Duschen befand. Ich ging natürlich auf das Angebot ein.
Aus zeitlichen Gründen konnte ich diesen Waschraum nur samstags oder sonntags nutzen. Ich erinnere mich genau an das erste Mal: Die Baracke mit dem Waschraum fand ich ohne Schwierigkeiten. Es gab kein Gedränge. Nur ein einziger Italiener war da. Er musste kurz vor mir gekommen sein, da er sich gerade erst auszog.
Der Waschraum nahm die Hälfte der Wirtschaftsbaracke ein. Die Duschköpfe waren an der Wand angebracht wie beim Militär. Keine Kabinen. Hinten gab es kleine Bänke, über denen Regale und Haken für die Kleider hingen. Während ich mich auszog, war mein „Duschgefährte“ schon unter der Dusche. Bevor ich mich unter einen der Duschköpfe stellen konnte, ließ er schon das Wasser laufen und fing fast gleichzeitig zu singen an. Er hatte eine schöne Tenorstimme und begann mit Liedern aus Neapel. Als er sich warm gesungen hatte, nahm er auch italienische Opernarien in sein „Duschrepertoire“ auf. Natürlich blieb ich solange unter der Dusche, wie mein sympathischer Duschgefährte sang. Ich hatte somit ein zweifaches Vergnügen: das begehrte warme Wasser und eine „Oper im Waschraum“. Zudem musste ich keine Angst haben, dem Werkschutz zu begegnen. Die Italiener waren zu Polen sehr freundlich, geradezu herzlich. ■

Die Wache

Der Werkschutz war, wie ich annehme, Verwalter des Lagers.[61] Der Lagerleiter und die Funktionäre waren so gekleidet wie die Polizei in der Fabrik – in schwarzen Uniformen. Das Lager bei der Gießerei war mit vorgefertigten Betonplatten umgeben mit einer Höhe von etwa drei Metern. Über dem Zaun war Stacheldraht gespannt, drei oder vier Drähte. Die Polizei war mit einfachen Pistolen und Maschinenpistolen bewaffnet. An der Wache hatten sie Hunde zur Verfügung. Morgens, wenn wir zur Arbeit gingen, mussten wir im Militärstil zu vier oder sechs Personen antreten und unsere Fabrikausweise vorzeigen. Oft wurden wir kontrolliert, ob an der Kleidung das Kennzeichen „P“ angenäht war. Im Falle einer Verfehlung wurden wir getreten und mit der Peitsche geschlagen. Ich habe mein Kennzeichen „P“ nur dann getragen, wenn ich durch die Wache ging. Für ein fehlendes Kennzeichen wurde ich niemals misshandelt. Ich umnähte das Läppchen des „P“ mit einem bunten Faden, sodass es weithin sichtbar war. Dabei steckte ich es nur mit einer Nadel an die Kleidung. Die Polizei entdeckte nicht, dass ich sie hinterging. Ich schämte

„P-Abzeichen“

mich niemals dafür, dass ich Pole war. Weshalb sollte ich? Aber das Kennzeichen „P“ trug ich, um Fußtritte und zynische Erniedrigungen zu vermeiden. Ich hatte Glück, dass ich während der Zeit in der „Stadt des KdF-Wagens“ nicht in die Hände der Polizei oder des Werkschutzes fiel.

■ Das Lager hatte zwei Tore und zwei Wachen. Es wurde vom Werkschutz bewacht. Es war sehr unangenehm, jedes Mal, wenn man in das Lager hineinging oder das Lager verließ, den Ausweis vorzeigen zu müssen. Außerdem wurde kontrolliert, ob das „P“ angenäht war. Das „P“ war eine Diskriminierung. Ich schämte mich nicht, das „P“ zu tragen, weil ich ein Pole war. Aber ich trug das „P“ nur deswegen, weil ich keinen Tritt für eine beliebige Sache bekommen und mir keine unangenehmen oder beleidigenden Bemerkungen anhören wollte. Da der Werkschutz immer nachprüfte, ob das „P“ angenäht war, umnähte ich das Stoffteil mit dem Buchstaben „P“ mit einem bunten Faden, der eigentlich gar nicht passte, ja sogar hervorstach. Aber man sah, dass es angenäht war. Und das Zeichen befestigte ich dann mit einer Stecknadel. Sobald ich an der Wache vorbei war, faltete ich es zusammen und steckte es in die Tasche! Das Unangenehme an diesem Lager war, dass man durch die Wache musste, wo ständig der Werkschutz war. Jeden Tag musste man daran vorbei. Das war so eine Art: Du bist ein Sklave! Wir bewachen dich! Dies wirkte sich sehr bedrückend auf die Psyche des Menschen aus. ■

Einmal war ich dem Unglück sehr nahe. Aber es gelang mir, wegzulaufen. Ein anderes Mal hätte es schlimm enden können. Es war so: Wir waren so müde, dass wir in der Nacht die Alarmsirene nicht hörten. Der Werkschutz weckte uns. Wir zogen uns schnell an und eilten zum Gießereibunker. Um dorthin zu gelangen, mussten wir durch die Wache, was während des Alarms kein Problem war. Damals jedoch war es anders. Man verbot uns, hineinzugehen und befahl, in die Baracke der Wache zu gehen. Unter uns befanden sich einige Freundinnen aus einem Zimmer. Eine von ihnen war hochschwanger. Nur die werdende Mutter ließ der Werkschutz ohne Schläge. Alle übrigen ließen sie in einer Reihe antreten. Er selbst stand an der Tür mit der Peitsche in der Hand. Wie einen Hund wollte er uns alle schlagen. Es gelang ihm aber nicht, denn wir drängten alle zugleich an die Tür, sodass er nur ein paar Mal zuschlagen konnte. Die Mädchen duckten sich zwischen uns. So wurden sie nicht getroffen. Mich erwischte er nicht. Einige aber traf er. Sie hatten auch Wunden im Gesicht. Wozu? Weil drei Räume verschlafen hatten, ein Frauen- und zwei Männerräume. Solche Situationen werde ich bis zu meinem Lebensende

nicht verstehen, obwohl ich mal in einem weisen Buch gelesen habe: „homo hominis lupus“.[62]

■——— Einmal hatten wir den Alarm nicht gehört. Alle in der Stube – 20 bis 24 Personen – hatten verschlafen, sodass wir nicht in den Bunker gingen. Vom lauten Geschrei des Werkschutzes wurden wir geweckt. Schnell zogen wir uns an und rannten zum Tor, um in den Gießereibunker zu gelangen. Aber der Werkschutz hielt uns am Tor auf und führte uns in die Baracke des Lagerführers. Es zeigte sich, dass auch die Mädchen einer Stube im weiblichen Teil des Lagers verschlafen hatten. Mit uns zusammen wurden sie unter dem Geschrei des Werkschutzes – „Hier rein! Hier rein!“ – in die Baracke des Lagerführers getrieben. Der Lagerführer, der in Begleitung von zwei Werkschutzmännern war, sagte mit erhobener Stimme: „Wenn es Alarm gibt, muss man in den Bunker gehen!“ – als ob wir das nicht wüssten! Es sei Ungehorsam, was wir getan hätten. Er schaute uns an und bemerkte, dass eine unserer Freundinnen hochschwanger war. Zynisch wandte er sich an sie: „Und du wirst bald ein Kind zur Welt bringen und bist auch nicht in den Bunker gegangen. Geh schnell hinaus!“ Als sie hinausgegangen war, stellte sich der Lagerführer mit einer Peitsche in der Hand an eine Seite der Tür, an die andere Seite ein Mann vom Werkschutz ebenfalls mit einer Peitsche. Man befahl uns, hinauszugehen: „Los, los!“ Von beiden Seiten fielen auf unsere Köpfe Peitschenhiebe herab. Ich bekam nichts ab, da ich mich duckte. Ich war schon immer kleiner als meine Freunde. Aber einigen rissen sie die Haut auf. Wozu? ■

Hunger

Im Volkswagenwerk gab es je nach Staatsangehörigkeit unterschiedliche Küchen. Die besten Küchen gab es natürlich für Deutsche und Italiener, die aber nicht Anhänger des Generals Badoglio waren.[63] Danach kamen Franzosen und andere Völker Westeuropas wie Dänen, Niederländer und Belgier – Mitwirkende des Hitlerregimes –, Ukrainer, Slowaken und am Ende der Liste kamen die Polen. Noch schlechter war es für die Ukrainer aus der Gegend Charkow, am schlechtesten aber für russische Gefangene. Es gab noch eine Küche, von der ich nicht viel schreiben kann. Ich sah nur die schlechten Folgen. Es war die düsterste Küche für Jüdinnen, junge Mädchen, eigentlich noch Kinder zwischen 13 und 16 Jahren.

Wir kehren zur Verpflegung der Polen zurück. Wir bekamen zweimal täglich zu essen: Mittagessen und Abendbrot, dabei zusätzlich eine Portion Brot für das Frühstück. Das Essen war gut zubereitet, aber sehr wenig. Zum Beispiel mittags drei Pellkartoffeln, etwas Soße, ein Stückchen Hackfleisch in der Größe einer Streichholzschachtel, manchmal als Nachtisch einen Suppenlöffel Fruchtgelee, oder es gab nur Eintopf, einen kleinen Teller Gemüsesuppe.

Ich erinnere mich daran, als wenn es erst gestern gewesen wäre: Immer wenn ich das letzte Stückchen der Mahlzeit aß, verspürte ich noch großen Hunger. Es war ein Schmerz, den man niemandem erklären kann, der keinen Hunger erlebt hat. Nicht genügend zu essen am Tag, in einer Woche oder einen Monat lang, das ist noch kein Hunger. Der wahre Hunger beginnt erst, wenn der Organismus nach einer langen Zeit minimaler Ernährung die letzten Reserven aufgebraucht hat. In einen solchen Zustand brachte man uns, übrigens nicht nur uns – die einen eher, die anderen später. Manche gerieten in eine regelrecht katastrophale Verfassung. Hunger war ein Leidensweg. Die Erinnerung daran bereitet Schmerzen.

■——— Was ich noch zur Ernährung sagen muss: Anfang 1943 hatte ich in der Achselhöhle eine Entzündung und konnte nicht arbeiten, weil mein Arm stark schmerzte. Ich ging zum Sanitätsdienst des Roten Kreuzes. Die Sanitäterin schrieb mir eine Überweisung und bat mich in den Behandlungsraum. Als sie die Entzündung gesehen hatte, sagte sie: „Ach ja, das muss man aufmachen." Ich war halb nackt, und sie besprühten die Stelle, wo die Entzündung saß, mit einer Flüssigkeit. Dann setzten sie den Schnitt, den ich nicht spürte. Was dann folgte, tat höllisch weh. Sie entfernten den Eiter, legten einen Verband an und legten den Arm in eine Schlinge. Am nächsten Tag sollte ich zum Verbandswechsel kommen. Dann schrieben sie mich für drei Tage krank, „nicht arbeitsfähig".
Am nächsten Tag kam ich zum Verbandswechsel. Eine junge Ärztin legte mir den Verband an, vielleicht war sie noch keine Ärztin, sondern Studentin. Natürlich tat es weh, denn man musste alles abreißen, die Wunde säubern und neu verbinden. Sie hatte es sehr gut gemacht, sehr sanft, so sanft es eben ging. Sie schien mir eine sympathische Frau zu sein. Ich wandte mich an sie: „Woher kommt so etwas?" Sie schaute sich nach links und rechts um, ob auch keiner in der Nähe war, und sagte: „Von der Unterernährung." Sie hatte Angst, mir, einem Polen, das zu sagen. Ein sehr sympathischer Mensch! Das vergisst man nicht! Eine gute Seele! ■

Ich berichtete bereits vom Mittagessen und Abendbrot. Abends gab es in der Regel Suppe aus Gemüse, Kartoffeln, Kohl oder Ähnlichem. Dazu gab es, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, fünf dünne Scheiben Brot und Margarine oder Schmalz in der Größe einer halben Streichholzschachtel, manchmal Marmelade. Das Brot sollte zur Suppe gegessen werden und auch für das Frühstück reichen. Sicher aßen die meisten Kollegen das Brot am Abend, weil der Wille nicht ausreichte, etwas für das nächste Frühstück aufzubewahren. Ich bemühte mich stets, zwei Scheiben Brot mit Margarine oder Schmalz für das Frühstück aufzuheben. Mein Hunger mag weniger groß gewesen sein, weil mein Organismus weniger verbrauchte: Ich war schmächtig und klein (Größe: 1,60 Meter). Die Kollegen, die groß und ausgewachsen waren, litten sehr und magerten ab. Ich konnte feststellen, dass es unter den Frauen weniger abgemagerte Personen gab als unter uns. Das hängt wohl damit zusammen, dass die Frauen durchschnittlich kleiner waren als die Männer.
Wir aßen im Essraum, der sich auf dem Fabrikgelände im Erdgeschoss unter dem Presswerk befand. Mit der Einteilung und Ausgabe der Mahlzeiten beschäftigten sich die Polinnen. Alles war gut organisiert. Von der nördlichen Seite des Büfetts kamen die Frauen, von der anderen Seite kamen wir. Mittagessen gab es um 13.00 Uhr, Abendbrot nach Beendigung der Arbeit um 19.00 Uhr. Auch sonntags mussten wir zum Mittagessen auf das Fabrikgelände. Danach bekamen wir eine Kaltverpflegung für das Abendbrot und das nächste Frühstück. In der „Stadt des KdF-Wagens" bekamen wir nur zweimal ein Stückchen Kuchen aus richtigem Weizenmehl: am 24. Dezember 1942 und am 24. Dezember 1943. Es ist seltsam, dass ich mich nach vierzig Jahren noch daran erinnere.

■——— Während der Mittagspause gingen wir in unsere Kantine im Presswerk. Wir stellten uns in einer Reihe an, gaben unsere Lebensmittelkarten ab und bekamen nacheinander unsere Portion. In der Kantine arbeiteten die Polinnen aus unserem Lager. Sie gaben auch das

Essen aus. Wenn nach der Essensausgabe noch etwas Suppe übrig geblieben war, konnten sie noch einen Nachschlag geben. Und hierbei erinnere ich mich mit großem Bedauern an das Verhalten einiger Polen: Es war immer dieselbe Gruppe. Um den Nachschlag zu bekommen, gingen sie am Anfang früher zum Mittagessen, um sich als erste in der Schlange anzustellen. Da der Werkschutz bemerkt hatte, dass sich die Schlange vor der polnischen Kantine noch vor Beginn der Mittagspause zu formieren begann, wurden die dort stehenden Personen mit Peitschen geschlagen und vertrieben, damit sie künftig ihren Arbeitsplatz nicht vorzeitig verließen. Was war das Resultat? Die Anhänger des Nachschlags liefen, als die Sirene zur Mittagspause ertönte, schnellstens zur Kantine, als ob jemand sie jagen würde. Sie rasten deshalb so schnell hinunter, um sich als erste in die Schlange zu stellen und sich am Ende der Essensausgabe am Mittag oder am Abend erneut um einen Nachschlag anzustellen. Sie brachten uns damit Schande. Was konnte es einem ausgehungerten Menschen denn bringen, wenn er ab und zu noch ein bisschen Suppe zusätzlich bekommen konnte? Daran denke ich mit großem Ärger zurück. Denn in welcher Situation auch immer man sich befindet, man sollte immer seine Würde bewahren. Das war meine Einstellung und meine Lebensdevise. ■

Bis die Ostfront die Weichsel erreichte, erhielten wir Pakete von unseren Familien. Seitens der Verwaltung gab es keine Einschränkungen bei der Zustellung der Pakete. Man erhielt ein Paket mit Brot, Wurst und Speck. Eine Zeit milderten wir damit den Hunger. Jedoch konnten nicht alle Pakete erhalten. Es gab ziemlich viele Personen unter uns, die auf polnischem Gebiet von der Gestapo gesucht wurden. Sie suchten häufig die Gelegenheit, eingefangen zu werden, und fuhren freiwillig unter einem anderen Namen zur Arbeit, um so den Krieg zu überleben.
Kurze Zeit war in der Gruppe, in der ich arbeitete, auch ein junger Deutscher eingestellt, wohl in meinem Alter. Zu dieser Zeit hatte jeder Deutsche das Recht, einmal in der Woche am Donnerstag ohne Marken, aber aufgrund einer gesonderten Liste zwei Brote für drei Personen zu kaufen. Dieser junge Mensch sagte mir, er hätte genügend Brot. Er könne, wenn ich es möchte, das Brot für mich kaufen. Natürlich, ja! Brot war damals für mich ein Schatz. So hatte ich einen Donnerstag und auch den zweiten Donnerstag zusätzliches Brot. Am dritten Donnerstag war der junge Freund jedoch nicht mehr unter uns. Sicher wurde er gesehen, als er mir das Brot übergab – das reichte.

Kleidung

Während der Arbeitszeit im Volkswagenwerk, es waren zwei Jahre und zwei Monate, erhielt ich folgende neue Bekleidung: ein Oberhemd, einen Arbeitsanzug, eine sehr gute Regenpelerine und ein Paar Holzschuhe, die während der Regenfälle auch zuverlässig waren. Außerdem bekamen wir am 24. Dezember 1943 zusammen mit dem schon erwähnten Kuchen gebrauchte Sachen. Jeder von uns bekam ein Paar Hosen und eine Jacke. Wir konnten sie selbst aussuchen, damit sie einigermaßen passten. Erst nach dem Kriege begriff ich, woher die Kleidung stammte. Sie war übrigens sauber und gut gereinigt. Es war kein Blut darauf. Konnte dies nach der damaligen Philosophie ein Geschenk zum Christfest sein? Übrigens ein relatives Geschenk, denn in der Gehaltsliste für den Januar 1944 wurde ein Betrag für Bekleidung abgezogen – „gebraucht“ war nicht eingetragen.[64]

Krankheit

Die medizinische Versorgung der Arbeiter im Volkswagenwerk war nicht schlecht. Wir konnten – wie alle anderen Ausländer und die Deutschen – zur Station des Roten Kreuzes gehen. Dort gab es einen Verbandsplatz, wo im Falle einer Verletzung oder anderer gesundheitlicher Probleme erste Hilfe geleistet wurde. Als ich Anfang August an einer Erkältung erkrankte, bekam ich eine Überweisung zur Krankenstube im Lager. Immerhin gab es eine Krankenstube in unserem Lager. Dort war ich etwa drei Tage und bekam Medizin zum Trinken und Tabletten. Aber das Wichtigste war für mich ein Glas Marmelade! Das war wichtig damals! Das war wichtig!

Einmal hatte ich Juckreiz am ganzen Körper, besonders stark am behaarten Brustkorb und zwischen den Fingern. Ich ging während der Sprechzeiten des Arztes – ein sympathischer Mann, wie sich später herausstellte – in die Krankenstube auf dem Lagergelände, erzählte ihm davon und zeigte ihm meine Hände mit den geröteten Stellen zwischen den Fingern. Sofort sagte er: „Ach, die Krätze!“ Da lernte ich, dass die Krankheit auf Deutsch „Krätze“ heißt. Der Arzt sagte: „Ich gebe Ihnen eine halbe Flasche dieser Mixtur.“ Er sagte einer Krankenschwester – notabene eine Polin –, sie solle die Behandlung vorbereiten. Ich sollte mich, bevor ich schlafen ging, mit diesem Medikament einreiben und zum Schlafen möglichst ein altes Hemd tragen, das ich danach nicht waschen, sondern verbrennen müsste.

Als ich morgens aufwachte, war ich ganz verklebt, als ob man mich mit Lehm beschmiert hätte. Aber ich musste den ganzen Tag mit diesem Schmierzeug bedeckt in der Arbeit durchhalten. Nach der Arbeit aß ich so beschmiert noch das Abendessen. Danach ging ich ins Erdgeschoss zurück, um zu duschen. Das waren normale Duschkabinen. Es war nicht gekennzeichnet, dass es verboten wäre: „Nur für Deutsche.“ Also ging ich hinein und wusch mich gründlich. Das Hemd wickelte ich in eine Zeitung, die ich zu diesem Zweck mitgenommen hatte, und warf es in einen Abfalleimer. Nach dem Duschen fühlte ich mich wie neugeboren.

Ich kann nicht behaupten, dass wir keine ärztliche Betreuung gehabt hätten. Vielleicht war es für mich einfacher, da ich mich auf Deutsch verständlich machen konnte. Ich hatte einmal so ein Geschwür auf meiner Nasenspitze wohl auch auf Grund der Unterernährung. Ich ging zum Roten Kreuz auf dem Fabrikgelände. Sie guckten sich das an, schmierten es mit Salbe ein und klebten einen Verband darauf. So vergrößerten sich die Ausmaße meiner Nase zu einer Karikatur. Mit dieser komisch großen Nase musste ich ein paar Tage herumstolzieren. Während dieser Zeit musste ich täglich zum Roten Kreuz gehen, um den Verband zu wechseln. Dort arbeitete eine ukrainische Krankenschwester aus Charkow, die mir den Verband wechselte. Sie war noch sehr jung, aber älter als ich. Ich fragte sie einmal, ob sie Ärztin sei. „Noch nicht“, antwortete sie. „Aber ich habe Medizin studiert.“ Der Krieg hatte ihr Studium unterbrochen. Sie war ein sehr hilfsbereites und nettes Mädchen.

Das Pech wollte es, dass ich mir einmal mit meiner riesigen Nase eine Zigarette auf der Toilette anzündete und der Werkschutz mich erwischte. Dafür haben sie uns einfach geschlagen. Man konnte ordentlich was abkriegen. Wir waren zu mehreren dort. Es gelang mir, zu fliehen. Ich stürzte in eine andere Toilette, nahm den Verband ab und kam schon langsamen Schrittes wieder heraus. Obwohl dieser Polizist sich immer noch dort herumtrieb, erkannte er mich nicht mehr. ■

Arbeit

Die Arbeit in der Fabrik begann täglich um 7.00 Uhr und dauerte bis 19.00 Uhr. Im Jahre 1942 gab es während der zwölf Arbeitsstunden zwei Pausen, um 9.00 Uhr fünfzehn Minuten für das Frühstück und um 13.00 Uhr 45 Minuten für das Mittagessen. Im nächsten Jahr fiel die Frühstückspause ganz weg. Die Mittagspause wurde auf dreißig Minuten verkürzt. Nach diesen Änderungen dauerte ein Arbeitstag 11,5 Stunden.

Mit der Arbeit selbst hatte ich viel Glück, denn mir wurde ein Arbeitsplatz in der Reparaturabteilung für Tragflächen von Flugzeugen zugeteilt (Ju 88 und Ju 188). Ich nenne es Glück, weil es keine Bandarbeit war, die erschöpfend, eintönig und geradezu dumm war. Der Mensch war ein Roboter bei dieser Arbeit. Ich hatte keinen Beruf. Jede Arbeit hätte ich erlernen müssen.

Ich wurde als „Hilfsarbeiter" eingestellt. Ich erinnere mich noch heute, dass der Erste, mit dem ich zusammen arbeitete, nicht viel älter war als ich, der Arbeiter Werner Schultze. Er zeigte mir das komplizierte Handwerk des „Vernietens" und unterwies mich darin, defekte Aluminiumbleche auszuschneiden und Löcher in zerstörten Tragflächen zu reparieren. Ich lernte die einfachen Arbeitsvorgänge schnell und half anfangs dem Werner. Kaum ein halbes Jahr danach brachte ich diese Arbeiten schon anderen bei.

■——— Die Arbeit bestand in der Reparatur beschädigter Elemente der Tragflächen des Flugzeugs Ju 88. In unserer „Abteilung" wurden die Elemente auf Werkbänken oder an der so genannten „Vorrichtung", einer Metallform, die zur Herstellung neuer Teile diente, repariert. Die Arbeit bestand darin, Bleche zuzuschneiden und die beschädigten Teile zu flicken und zu nieten. Am Morgen zum Arbeitsbeginn oder auch nach den Pausen ertönte ein kurzes Signal der Fabriksirene. Manchmal kam es vor, dass diese Sirene versagte. In diesem Fall nahm einer der Arbeiter einen Gummihammer, haute mit dem Hammer fest auf den Tisch und rief: „Arbeit, Arbeit!"

An der Wand unweit unserer Tische hing eine große Uhr. Man sah sie von weitem. Sie hing hoch, war groß und hatte lange Zeiger, die sich leider nur sehr langsam bewegten. Während der Arbeitszeit schauten wir unwillkürlich wieder und wieder auf diese Uhr, um festzustellen, wie lange wir noch warten mussten, bevor wir etwas essen konnten. Einmal blieb die Uhr stehen. Alle Uhren in der Fabrik standen, denn sie wurden zentral gesteuert. Nach ein oder zwei Stunden wurde die Störung an der Zentraluhr beseitigt. Auch unsere Uhr lief wieder und zwar sehr schnell, um die Verspätung aufzuholen. Ich erinnere mich, dass daraufhin der sympathische Herr Hans mit einem Lächeln auf mich zukam: „Julius, so soll das jeden Tag gehen!" Es handelt sich nur um eine Kleinigkeit, aber daran erinnere ich mich. ■

Kollegen an der Werkbank

In der Abteilung, in der ich arbeitete, musste man immer zu zweit arbeiten – das war eben das Handwerk „Vernieten". So arbeitete ich der Reihe nach mit einem Italiener, Francesco Ferrari, das war ein älterer Herr, mit einem Franzosen, Louis, der von Beruf Lehrer war, mit einem jungen Polen, Sohn eines Bauern, mit einem jungen Ukrainer aus Charkow, dessen Eltern in einer Kolchose arbeiteten, mit einem Dänen, er war Student, mit einem Slowaken, er war Soldat bei einer mit dem Hitlerregime kollaborierenden Armee, und mit einer sehr netten Italienerin, die etwas älter war als ich. Das sind sehr angenehme Erinnerungen.

Durch sie lernte ich auch ein wenig die italienische Sprache, sodass ich mich in einfachen Angelegenheiten verständigen konnte, zum Beispiel mit einem Italiener, Carlo Riolfo. Er erklärte mir beim Vernieten die komplizierte Grammatik der italienischen Sprache.

Ich hatte eine herzliche Beziehung zu Carlo Riolfo. Er war ein Kriegsgefangener der Badoglio-Armee. Die Deutschen schrieben „Internierte“. Es waren gewöhnliche Kriegsgefangene. Sie hatten auf dem Rücken ein gemaltes „I“, denn alle Kriegsgefangenen trugen Kennzeichnungen auf dem Rücken: „SU“ für Sowjetunion, „F“ für Franzosen, „B“ für Belgier. Die Italiener hatten eben das „I“. Er war Kaufmann, ein gebildeter Mann. Zu der Zeit sprach ich schon ganz gut Italienisch. Bei ihnen herrschte eine Riesenarmut! Sie litten großen Hunger, noch größeren als wir. Ich bekam einmal ein Päckchen aus der Heimat und gab ihm ein Stück Brot. Damals war das ein Schatz. Die Menschen verstehen erst, was es bedeutete, ein Stück Brot zu besitzen, wenn man ein oder zwei Jahre lang hungert! Das kann man nicht verstehen, das muss man selbst erlebt haben. Ich gab es ihm. Er bedankte sich bei mir! Er sagte: „Weißt du, keiner von meinen Freunden hätte das getan.“ Und einmal gab ich ihm, da er ein passionierter Raucher war, ein paar Zigaretten, nicht mal ein ganzes Päckchen, nur ein paar Zigaretten. Ich rauchte auch wegen des Hungers. Und da sagte er: „Sobald ich ein Paket vom Roten Kreuz erhalte, werde ich an dich denken. Aber meinen Kollegen sage ich kein Wort.“ Das war sehr herzlich. Er sagte mir sogar, dass ich ihn besuchen solle, wenn der Krieg vorbei sei. Nach dem Krieg nahmen wir aber keinen Kontakt auf.

Retter in höchster Not

Ein Ereignis bei der Arbeit verschaffte mir große Befriedigung: Mit uns zusammen an einem anderen Tisch arbeitete ein Junge aus einem Dorf bei Lublin, jünger noch als ich. Er verstand nicht so richtig, was und wie er es machen sollte. Eines Tages arbeitete er beim Nieten eines Trägers an der Tragfläche. Eine Niete gelang ihm nicht so recht. Er sagte es niemanden, bohrte weiter, bis er schließlich ein zu großes Loch gebohrt hatte. Am Ende steckte er noch einen Niet hinein und vernietete von der anderen Seite, sodass man auf den ersten Blick nichts sehen konnte. Er war eben nicht besonders gescheit. Natürlich wurde dieser Fehler bei der ersten technischen Kontrolle entdeckt. Daraus erwuchs eine Riesenaffäre! Man verdächtigte ihn der Sabotage.

Ich wusste nicht, dass es schon so hitzig zuging. Zuerst kam der Kontrolleur, dann der Meister und dann noch zwei andere Mitarbeiter. Sie machten alle ganz entsetzte Gesichter. Dann riefen sie mich, um zu übersetzen. Während ich Polnisch mit ihm sprach, versuchte ich so zu reden, dass die Deutschen möglichst viel verstanden. Ich sagte zu ihm:„Bist du doof? Wie konntest du so etwas tun? Warum hast du nicht wenigstens mich gefragt? Oder den Vorarbeiter? Wir hätten es dir gesagt! Weißt du, was das ist? Das ist Sabotage! Weißt du, dass man dafür ins Konzentrationslager kommen kann?“ Sogar auf Deutsch sagte ich „Konzentrationslager“. Ich schimpfte ihn in voller Absicht aus, weil ich mich selbst auch darüber aufregte, dass er eine solche Dummheit begehen konnte.

Die Deutschen fragten mich gar nicht mehr, was ich ihm gesagt hatte, weil sie es sich denken konnten, als ich so gestikulierte und „Du bist doof!“ und „Gestapo!“ sagte. Und als ich das übersetzt hatte, sagte ich auf Deutsch: „Ich habe ihm alles gesagt, was Sie mir gesagt haben.“ Als ich meinem Kol-

legen gesagt hatte: „Du kommst in ein Konzentrationslager. Oder sie werden dich hängen!“, liefen ihm, der da auf seinem Stühlchen bei diesem kaputten Loch saß, zwei Tränen über die Wangen. Er hatte begriffen. Ich sagte: „Wissen Sie, meine Herren, das ist ein Missverständnis. Einen solchen Jungen, der weiß, wie man Kühe melkt, in diese moderne, hervorragende Fabrik zu bringen, dass ist ein großes Missverständnis. Er taugt zur Arbeit, aber zu einer anderen!“ Ich war nämlich gegenüber den Deutschen meiner Abteilung sehr aufgeschlossen. Sie mochten mich. Ich wandte mich unmittelbar an den Meister Herrn Weissenberg und sagte: „Herr Weissenberg, kann man das nicht reparieren? Hier abbohren und eine ein Millimeter breitere Niete geben. Es ist doch nicht ganz so schlimm.“ In diesem Augenblick hatten alle den Übeltäter vergessen. Sie kamen und überlegten, wie man das machen könnte. Schließlich reparierten der Meister und der Vorarbeiter den Schaden selbst.
Wissen Sie, warum ich das erzähle? Weil ich weiß, dass ich diesen Menschen vor schlimmen Erlebnissen bewahrt habe. Vielleicht habe ich ihm sogar das Leben gerettet. Wenn er in ein Konzentrationslager gekommen wäre, hätte es böse enden können. ■

Die Deutschen im Betrieb

Mein unmittelbarer Vorgesetzter war der sympathische Hans. An seinen Nachnamen erinnere ich mich nicht mehr. Er war etwa 35 Jahre alt. Mir gegenüber war er sehr freundlich eingestellt. Unser Meister war Herr Weissenberg, ein sehr offizieller, amtlicher, zu allen auf Distanz eingestellter Mensch, im Alter von etwa 35 Jahren. Er selbst und auch andere deutsche Arbeiter, die mich kannten, waren mir gegenüber positiv eingestellt und betrachteten mich nicht nach der damaligen, offiziellen Philosophie als einen „Untermenschen“.

So war das Verhältnis zwischen mir und den Deutschen, die mich kannten. Anders war es aber in Situationen, wenn ich unbekannt war. Ich nenne zwei Beispiele: Nach der Bombardierung wurde ein Aufbau der Bunker vorgenommen. Man brachte Kies in Massen für die Betonproduktion zur Fabrik. Einmal arbeitete ich beim Ausladen eines Kieswaggons. Ich arbeitete so viel, wie es einem unterernährten, schwachen Menschen möglich war. Es ging langsam, aber systematisch. Nach einer gewissen Zeit bemerkte ich Schmerzen am Kopf und am ganzen Körper von Steinschlägen. Ich schaute mich um und sah, dass ein Deutscher der Transportgruppe, der das Abladen beaufsichtigte, mit zugebissenen Zähnen und mit aller Kraft Steine auf uns warf. Er schrie nicht, sondern warf die Steine sofort. Er sah doch, dass er nur Polen unter sich hatte. Da er aber keine Namen von uns kannte, erreichte er nur, dass ich nach einer Weile weglief. So mied ich von nun an diesen Platz im östlichen Teil der Fabrik, wo ich Kies hätte abladen müssen.
Das zweite Beispiel: Es war die Haltung eines Intelligenten. Nach der Bombardierung wurden wir zum Säubern eingeteilt und danach zur Reparatur verschiedener Maschinen und Einrichtungen sowie der Flugzeugteile, die noch gerettet werden konnten. So arbeitete ich auch bei den auf dem Boden liegenden Gegenständen, wobei einige mehr, andere weniger gesäubert und repariert werden mussten. Ich saß zwischen den Gegenständen und säuberte sie der Reihe nach. Mein Arbeitsplatz war sehr nah am Gehsteig. Fahrzeuge und Arbeiter kamen vorbei. Der Abteilungsleiter, an dessen Namen ich mich nicht mehr erinnere, war Ingenieur und der direkte Vorgesetzte von Herrn Weissenberg. Ich sah ihn, als er an mir vorbeiging. Ich saß noch ein oder zwei Stunden später an dem Haufen Alteisen und putzte. Dem Herrn Ingenieur ging es wahrscheinlich zu langsam

Aufräumarbeiten nach Luftangriff im Presswerk, Juni 1944

voran. So kam er auf mich zu und schrie: „Du läufst den ganzen Tag herum!“ Er wollte mich treten. Natürlich war ich sofort auf den Beinen. Ich diskutierte nicht. Bevor der Herr Ingenieur mich treten konnte, war ich weg. So siegte die Jugend. Ich war mindestens fünfzehn bis zwanzig Jahre jünger als er. So sah der Herr Ingenieur davon ab, mir nachzulaufen. Zum Glück war keine Polizei da. Es war absonderlich. Traurig, aber wahr. Das Finale des Zwischenfalls kam erst zwei Tage später. Aber Herr Ingenieur hatte mich nicht getreten.

Als Dolmetscher der Abteilung

Vor dem Kriege besuchte ich das Gymnasium. Zu Beginn des Krieges lernte ich nur noch bedingt zu Hause, unter anderem die Sprachen Latein, Französisch und Deutsch. Es war nicht viel, was ich lernte. Als ich aber im Volkswagenwerk

zwischen Menschen unterschiedlicher Nationalitäten war, fiel es mir leicht, mich in verschiedenen Sprachen verständlich zu machen, obwohl ich keine Sprache gut kannte und auch bis heute leider nicht erlernt habe. Einfache Gespräche konnte ich in die deutsche, französische, italienische, ukrainische und russische Sprache übersetzen. Meine polnische Muttersprache erwähne ich nicht. So war es schon üblich, dass sich Herr Weissenberg täglich an mich wandte. Ich war als Vermittler bei seinen Gesprächen mit Ausländern dabei. Das tat ich gern. Denn dadurch wurde ich nicht zur Arbeit gejagt, und der sympathische Herr Hans, der Rheinländer, sagte mehrmals zu mir: „Solche Menschen wie du brauchen sich die Finger nicht schmutzig zu machen."

So kam es auch, dass am Tag nach dem Fußtritt des Herrn Ingenieur Herr Weissenberg meine Hilfe brauchte. Eine Gruppe von Arbeitern wollte mit ihm einige Kleinigkeiten erledigen (Zuteilung von Holzschuhen, Passierscheine nach Gifhorn etc.). In der Regel vermittelte ich bei solchen Gesprächen. Bei der vierten Bombardierung wurde das Büro von Herrn Weissenberg und des Herrn Ingenieur zerstört. Die Büroeinrichtungen wurden notdürftig in den Toiletten installiert, ein Büro neben dem anderen.

Am Morgen ging ich wie täglich zu Herr Weissenberg mit der Frage, was zu tun sei. Außerdem sagte ich ihm, es gäbe einige Kollegen, die mit ihm Angelegenheiten zu regeln hätten. Er sagte mir, ich solle die Gruppen nacheinander rufen. Es waren Italiener, Franzosen, Polen und Russen. Ich übersetzte ihre Äußerungen und die gegebenen Antworten. Danach fragte ich, wohin ich zur Arbeit gehen solle. In diesem Augenblick kam aus dem Nebenbüro (zweite Toilette) der Herr Abteilungsleiter, der mich längere Zeit während des Übersetzens beobachtet hatte. Er wandte sich per „Sie" an mich und fragte, ob ich Franzose sei. „Nein, ich bin Pole." „Aber Sie sprechen doch Französisch." Herr Weissenberg, ich weiß nicht, mit welchem Gefühl, kam auf mich zu, legte die Hand auf meine Schulter und sagte: „Er ist mein Abteilungsdolmetscher. Er spricht perfekt Deutsch, Französisch, Italienisch und Russisch."

„Perfekt" war natürlich übertrieben. Aber offenbar kam es Herrn Weissenberg so vor. An diesem Tag wollte Herr Ingenieur mich nicht treten. Er gab mir auch keinen Fußtritt. Das war für mich ein wunderbarer Tag! Nach drei oder vier Tagen begegneten wir uns noch einmal. Es war das letzte Mal. Wir sagten uns gleichzeitig „Guten Tag". Die Menschen verändern sich und veränderten sich auch vor vierzig Jahren. Diesen Zwischenfall habe ich noch niemals beschrieben. Es ist für mich ein Erlebnis, das ich noch nach vierzig Jahren in allen Einzelheiten im Gedächtnis habe.

Wie es anderen Kollegen, Polen, ergangen ist? Unterschiedlich. Es gab solche Kollegen, die bei der Arbeit geschlagen wurden. Es gab andere, denen die Deutschen heimlich Brot gebracht haben – damals der größte Schatz.

Werner Schultze

Ich werde doch noch eines meiner persönlichen Erlebnisse erwähnen: Ich berichtete bereits davon, dass ich am Anfang im Volkswagenwerk mit Werner Schultze gearbeitet habe. Er war ein junger Mann, zwei oder drei Jahre älter als ich, und kam aus einem Dorf. So fuhr er täglich zur Arbeit. Er verhielt sich mir gegenüber wie ein guter Freund. Wir arbeiteten zusammen und waren fast im gleichen Alter. Er wollte unbedingt zur Wehrmacht gehen und meldete sich freiwillig. Aber er wurde aus irgendwelchen Gründen immer wieder abgelehnt. Mitte 1943 bekam er endlich eine Einberufung zur Wehrmacht. Darüber freute er sich sehr. Mit großer Freude verabschiedete er sich von uns und ver-

ließ die Fabrik. Es ergab sich, dass er zu einer Truppeneinheit in Nordfrankreich eingezogen wurde. Dies sagte mir der sympathische Hans, der Rheinländer.
Nach etwa sechs Monaten bekam Werner Urlaub und besuchte unseren Arbeitsplatz. Er unterhielt sich mit den deutschen Kollegen, näherte sich aber nicht dem Tisch, an dem wir fast ein Jahr zusammen gearbeitet hatten. Danach kam er etwas näher, sagte dienstlich: „Guten Tag. Wie geht es?“ Er ging vorbei und unterhielt sich wieder mit einer Gruppe seiner Bekannten. Als er zurückkehrte, sagte er wieder aus sicherer Entfernung: „Auf Wiedersehen“. Merkwürdig, dachte ich, wir arbeiteten fast ein Jahr an einem Tisch wie Freunde, waren im gleichen Alter, und Werner hielt es nicht für angebracht, mir die Hand zur Begrüßung oder zum Abschied zu reichen. Und es war das letzte Mal. Ich muss ehrlich zugeben, dass es mir etwas unangenehm war, aber ich dachte: „Jung und dumm.“ Ein paar Wochen später sagte mir Herr Hans, der Rheinländer, dass Werner nicht mehr lebt. Sein Fahrzeug fuhr auf eine Mine. Diese Nachricht war für mich ganz gleichgültig. Oh Grauen! Eigenartig, nicht wahr? So war das Verhältnis zwischen Deutschen und Polen sehr unterschiedlich.

Solidarität

Im Lager und in der Fabrik war das Verhältnis der Arbeiter untereinander gut. Es gab schon manchmal kleine Zwischenfälle, aber insgesamt war es gut. Uns Ausländer zeichnete damals eine sehr große Solidarität aus. Es machte keinen Unterschied, wer welche Nationalität hatte. Die Sprache, derer sich alle bedienten, war ein „Lager-Deutsch“. Aber man konnte sich wenigstens mit den verschiedenen Nationen verständigen. Von den Ausländern, mit denen ich zusammenarbeitete, habe ich nie etwas Böses erfahren. Mit Ausnahme des ukrainischen Werkschutzes. Sie waren schlimmer als die Deutschen. Sie waren der Meinung, sie seien etwas Besonderes, weil sie Waffen und Uniform tragen durften. Ihr negatives Verhalten gegenüber uns Polen mag auch gesteigert worden sein durch das Empfinden eines Komplexes, der aus der Vergangenheit resultierte und der während des Krieges durch die Nationalisten für Propagandazwecke genutzt wurde. Sie waren sehr unangenehm. Was ich aber hinzufügen muss: Sie waren ebenso unangenehm gegenüber ihren Landsleuten, eben jenen, denen die Machthaber Macht gegeben hatten. Aber ansonsten zeichnete alle eine große Solidarität und Hilfsbereitschaft aus. ■

Lohn

Wir arbeiteten eigentlich beinahe umsonst. Auch wenn es jeden Monat eine Auszahlung gab, war sie sehr klein, um nicht zu sagen, sie war symbolisch. Vom verdienten Lohn wurden alle möglichen Beträge abgerechnet: Wohnungskosten, Unterhaltskosten, Kleidung (auch für gebrauchte Kleidung), für die Reinigung und Entlausung der Kleidung. Weiter kann ich mich nicht erinnern. Nach den Abzügen blieben nur noch ein paar Mark vom Monatslohn übrig, maximal zehn Mark. Die unentgeltliche Arbeit war nicht das Schlimmste. Unangenehmer war das Gefühl von Diskriminierung und Hunger.

„Freizeit hatten wir wenig“

Ich weiß, dass wir zwölf Stunden arbeiteten. Wenn ich mich nicht irre, begannen wir die Arbeit um 7.00 Uhr und beendeten sie um 19.00 Uhr. Als wir 1942 mit der Arbeit begannen, gab es zwei Pausen: 15 Minuten Frühstückspause und 45 Minuten Mittagspause. Mittags aßen wir in der Fabrik.

Wir mussten also vor 6.00 Uhr aufstehen. Natürlich hatten wir auf dem Lagergelände kein Frühstück. Wenn wir in der Fabrik ankamen, konnten wir im Speisesaal schwarzen Kaffee bekommen, Ersatzkaffee. Ich bin manchmal hingegangen, um ein wenig zu trinken. Aber der Kaffee war nicht gut. Das hieß also, morgens sich schnell ein bisschen zu waschen. Denn es gab nur einen Waschraum mit kaltem Wasser für das ganze Lager, sodass man bei jedem Wetter, bei Regen, Kälte oder im Winter bei Frost dorthin gehen musste. Manchmal stand ich etwas früher auf, um mich ein wenig besser waschen zu können. Denn später gab es keinen Platz mehr!
Der Waschraum und die sanitären Einrichtungen befanden sich in einem großen Raum im Innern einer breiten Wirtschaftsbaracke. Es gab Wasserhähne mit kaltem Wasser, die über einem recht breiten Trog angebracht waren, wo das Schmutzwasser abfloss. Es gab ebenfalls einen Tisch, der mit Zinnblech verkleidet war und zum Waschen der Wäsche diente. Auf der anderen Seite des Raumes befanden sich Toiletten ohne Kabinen. Wir wuschen uns über dem Trog, während hinter unseren Rücken andere die Toiletten benutzten. Die sanitären Einrichtungen waren nicht komfortabel. Aber auch an extreme Zustände gewöhnt man sich. ■

Freizeit hatten wir wenig. Um 6.30 Uhr gingen wir in die Fabrik. Nach der Arbeit um 19.00 Uhr hatten wir Abendbrot, sodass wir um 20.00 Uhr ins Lager zurückkehrten. Täglich hatten wir nur zwei bis drei Stunden Freizeit. Nach der Rückkehr von der Arbeit hielten wir es für wichtig nachzusehen, ob für uns ein Paket oder ein Brief angekommen war. Das war damals das Wichtigste!

■———— Wir durften Briefe schreiben, so viel wir wollten.[65] Beschränkungen gab es keine. Pakete konnten nur Leute bekommen, deren Familien überhaupt in der Lage waren, etwas zu schicken! Denn auch im Generalgouvernement herrschte Armut. Die Pakete waren nicht besonders groß, zwei oder drei Kilo vielleicht. Ab und zu bekam ich ein Paket. Und ich bekam Briefe. Ich durfte selbst auch Briefe schreiben und schrieb Briefe, die aber alle verloren gegangen sind. Es bot sich also die Möglichkeit, mit der Familie in Kontakt zu bleiben. Das hat man uns bis zur vorletzten sowjetischen Offensive, die 1944 an der Weichsel stehen blieb, nicht verboten. Die Front rückte bis zur Weichsel vor. Meine Eltern befanden sich bereits auf der anderen Seite. In diesem Moment brachen alle Kontakte ab. Von September 1944 an hatte ich keinen Kontakt mehr mit ihnen und wusste nicht, ob sie noch lebten oder nicht. Dagegen hatte ich Kontakt mit meinen Tanten, die in Posnań (Posen) wohnten. Als ich in der KdF-Stadt und in Neudek war, korrespondierte ich mit ihnen. Ich weiß nicht, wie sie es organisierten. Jedenfalls schafften sie es, mir gelegentlich Lebensmittelkarten für Brot zu schicken. Es handelte sich um Karten für Reisende, die in ganz Deutschland und in den besetzten Ländern Europas gültig waren. Wir nannten sie Reisemarken. ■

Ihre Freizeit verbrachten die Kollegen unterschiedlich. Ich bemühte mich, fast täglich zu lesen, soweit ich es verstehen konnte, auch Zeitungen, oder hörte Nachrichten im Radio. In der Mitte des Lagers befand sich ein Radiolautsprecher. Aus den Büchern, die mir die Eltern zugesandt hatten, lernte ich Sprachen. Manchmal unterhielt ich mich mit den Freunden. So verging der Tag.

■——— Im Jahr 1943 waren die Arbeitstage sehr monoton. Ich hatte Glück, da ich in der Abteilung Reparatur arbeitete, sodass die Arbeit für mich nicht beschwerlich war. Da ich handwerklich begabt war, habe ich die Arbeit gut und auch gerne gemacht. Nur hatte ich damals Gewissensbisse, Werkzeuge zu reparieren, die dazu dienten, Menschen zu töten. Manchmal dachte ich: Wie schön wäre es doch, wenn ich gar nicht arbeiten müsste! Aber zum einen war das unmöglich, und zum anderen ist Nichtstun eine Strafe! Das ist eine Strafe! ■

Mit Rücksicht auf den häufigen Fliegeralarm, der unsere Nachtruhe unterbrach, bemühte ich mich, früher zu Bett zu gehen, um acht Stunden schlafen zu können. Mit Bedauern betrachtete ich manche Kollegen, die viele Stunden beim Kartenspiel verbrachten. Ich erinnere mich nicht mehr, ob wir am Sonnabend ebenfalls bis 19.00 Uhr arbeiteten oder kürzer. Nach der Rückkehr von der Arbeit durften wir das Lager verlassen. Wir mussten nur an der Wache unsere Ausweise vorzeigen. Es war aber Pflicht, um 21.00 Uhr oder um 22.00 Uhr zurückzukommen.

■——— Ich achtete sehr darauf, so früh wie möglich schlafen zu gehen. Ich fühlte, dass es das Beste war, wenn man versuchte, möglichst wenig Energie zu verschwenden. Das war mir klar. Außerdem hatte ich überhaupt kein Problem damit: Ich legte nur den Kopf aufs Kissen und schon schlief ich ein! So auch während des Alarms im Bunker. Da hatte ich auch nur eine Zeitung und den Mantel und sofort schlief ich! ■

Die Sonntage hatten wir meistens frei. Falls ich es am Sonnabend nicht schaffte, wusch ich am Sonntag. In der Regel ging ich Sonntagvormittag zur Heiligen Messe in die katholische Kapelle nicht weit von der Brücke über den Mittellandkanal. Außer Deutschen gingen auch Franzosen und Italiener dorthin. Nur wenige Polinnen und Polen kamen in diese Kapelle. Sonntags mussten wir in die Fabrik zum Mittagessen. Nachmittags ging ich oft spazieren in der Gegend um die „Stadt des KdF-Wagens“ herum, trug aber das Kennzeichen „P“ nicht. Im Herbst gingen wir einige Male sonntags mit einem Kollegen in die Felder. Wir sammelten die Kartoffeln, die nach der Ernte übrig geblieben waren, und stillten unseren Hunger, denn die Polizei verbot es nicht.
Ich weiß auch noch, dass in der Weihnachtszeit 1943 unsere Freundinnen, die überwiegend aus der Stadt Łódź (Lodz) stammten, mit Erlaubnis des Lagerleiters in unserer Kantine ein Krippenspiel über die Geburt des Jesuskindes aufführten. Die Vorstellung wurde mehrfach wiederholt. Obwohl das Krippenspiel in unserer Kantine aufgeführt wurde und der Dialog in polnischer Sprache war, besuchten diese Vorstellung viele Deutsche mit Interesse, meist Bekannte des Lagerleiters. In dieser Kantine wurden gelegentlich Filme vorgeführt, normale deutsche Spielfilme. Niemals fehlte es in der Kantine an Bier. Fast täglich gingen wir dorthin und tranken ein Glas helles oder dunkles Bier.

Bewachung

Die Wachmänner wurden oft ausgewechselt. Einige von ihnen starben bei der Bombardierung des Gießereilagers. Während der ersten Bombardierung traf eine Bombe die Wache. Sie tötete Wachmänner und Hunde. Während der zweiten und dritten Bombardierung sind ebenfalls einige Wachmänner ums Leben gekommen.
Ich erinnere mich noch an einen Vorfall, als ein Pole bei einem Fluchtversuch gefasst wurde. Er kehrte nach ein paar

Wochen in unser Lager zurück, aber nur noch als Schatten eines Menschen, Haut und Knochen. Angeblich war er in einem Straflager in Braunschweig.[66] Einzelheiten kenne ich nicht. An den Namen des Kollegen erinnere ich mich nicht mehr. Ich weiß nur, dass er den Krieg überlebte.

Tragisch war das Los der jungen Jüdinnen, von denen ich schon erzählte. Sie wohnten wohl auf dem Fabrikgelände. Eskortiert wurden sie immer durch SS-Frauen, die mit Pistolen und Peitschen ausgerüstet waren – wie bei Hunden. Das Gesicht dieser Frauen war geradezu unmenschlich, geprägt von Zorn, Hass und Hochmut. Angeblich wurden die Jüdinnen kurz vor dem Einmarsch der Amerikaner ermordet. Ich erwähne dies nach der Aussage meines nicht mehr lebenden Kollegen aus der Zeit des Aufenthalts im Volkswagenwerk, dem ich im Jahre 1946 in Poznań begegnete.[67]

Das Kinderheim in Rühen

Der Einsatz der SS betraf uns Polen unmittelbar bei der Angelegenheit der polnischen Kinder, Kinder von Müttern, die im Volkswagenwerk arbeiteten. Die Polen, die in der Fabrik arbeiteten, waren fast zu hundert Prozent junge Leute, Frauen wie Männer. Zwischen diesen jungen Menschen entwickelten sich Bekanntschaften, vorübergehende Flirts und aufrichtige Liebe. Die Früchte davon waren oftmals Kinder. Ich weiß nicht genau, wohin man die werdenden Mütter zur Entbindung brachte. Etwa zwölf Kilometer von der „Stadt des KdF-Wagens" entfernt war ein Kinderhort oder eine Säuglingskrippe, in der die Mütter ihre Kinder nach der Entbindung lassen mussten, während sie selbst natürlich zur Arbeit geschickt wurden. Die Eltern oder die Mütter konnten ihre Kinder jeden Sonntag besuchen. Aber leider lebten die Kinder dort nur ein paar Monate. Kein Kind lebte länger als ein halbes Jahr. Dann starben sie aus „verschiedenen Gründen". Ich hatte Bekannte, die ein paar Jahre älter waren als ich. Sie liebten sich und wollten nach dem Kriege heiraten. Auch sie hatten ein Kind und besuchten es jeden Sonntag, aber nur fünf Monate – die Verzweiflung war groß.[68]

■——— Ich war ein sehr junger Bursche und habe alle Mädchen wie Kollegen behandelt. Nicht als Personen anderen Geschlechts. Für mich machte es einfach keinen Unterschied, ob ich mit einem Jungen oder mit einem Mädchen sprach. Die Beziehungen zwischen – ich beschränke mich hier auf die Polen – Polen und Polinnen waren angemessen. Es gab Liebschaften, wie es im Leben vorkommt. Wir waren alle jung. Mir ist nie die Situation begegnet, dass jemand einen anderen gegen seinen Willen ausgenutzt hätte. Ich hatte zum Beispiel einen Kollegen und eine Kollegin, die sich wahrhaftig liebten. Sie liebten sich und hatten ein Kind. Dieses Kind wurde nach Rühen gebracht. Und die Eltern fuhren jeden Sonntag zu ihm. Sie freuten sich so über das Kind, erzählten mir von ihm, vor allem der Vater. Denn mit ihm sprach ich öfter als mit der Mutter des Kindes. Nach etwa fünf Monaten kam er eines Sonntags aus Rühen zurück. Er war so niedergeschlagen, so untröstlich: Das Kind war tot. Da sah ich, dass es echte Liebe zwischen den beiden war. Sie wollten übrigens heiraten. Aber man durfte es nicht. Sehr viele Hochzeiten fanden 1945 statt, als die Briten Werk und Stadt okkupierten. „Reihenweise" heirateten junge Männer und Frauen. Ich war damals nicht vor Ort, sondern in der Tschechoslowakei. Ich erfuhr es nach dem Krieg von Kollegen. ■

Die Polen

Die Polen, die im Volkswagenwerk arbeiteten, stammten überwiegend aus den Dörfern Lublins, Töchter und Söhne

von Landwirten und Landarbeitern. Personen anderer Herkunft gab es wenig. Ein Teil der Polinnen aus unserem Lager stammte aus der Stadt Łódź (Lodz). Es waren Töchter aus Arbeiterfamilien, einige von ihnen aus Familien der Intelligenz. Unter uns befanden sich ein paar Jüdinnen und Juden, denen es auf diese Weise gelang, ihr Leben zu retten. Es waren Juden aus Polen. Sie sprachen polnisch, sodass sie ihre Herkunft nicht verrieten. Übrigens waren sie polnische Staatsangehörige. Alle Arbeiter des Volkswagenwerks hatten auf dem Ausweis ihre Nummer. Diese Nummern erhielten sie ebenfalls als Plakette, die sie während des Aufenthalts in der Fabrik an der Kleidung befestigten. Jede Nation besaß eine Gruppennummer. Die Nummer der Polen war 302. So hatte ich die Nummer 302-228.

Als die Bomben fielen

Die erste Bombardierung geschah mit kleinen Bomben. Es waren vor allem Brandbomben. Sehr viele Bomben wurden über dem Gebiet am Kanal abgeworfen. Eine oder zwei fielen auch auf unser Lager. Eine Bombe traf die Wache. In der Wache befanden sich ein deutscher Werkschutzmann und zwei Ukrainer. Der Werkspolizei gehörten nämlich auch zwei Ukrainer an. Sie stammten aus einer Organisation, die im Krieg mit den Deutschen zusammenarbeitete. Die Bombe tötete alle drei Personen in der Wache, auch die Hunde. Denn an jeder Wache gab es natürlich mehr als einen Hund. Dass sich auf dieser Wache eine solche Tragödie abspielte, tat uns überhaupt nicht leid. Nein. Wir sagten, dass Gott diese Bomben so ausgerichtet habe.

An diesem Tag, Karsamstag, der 8. April 1944, arbeitete die Fabrik nicht. Ich musste trotzdem zur Arbeit. Ich erinnere mich nicht mehr, was so dringend zu erledigen war. Jedenfalls war ich beim Alarm in der Fabrik. Als die Sirenen aufheulten, stieg ich natürlich in den Bunker hinab, zusammen mit einem Ukrainer, den ich kannte. Wir waren nur zwei Personen in einem Raum, der für dreißig Leute gedacht war.[69] Der Ventilator drehte sich, Luft wurde eingeblasen und das monotone Geräusch des Ventilators bewirkte, dass ich rasch einschlief. Der Ukrainer übrigens auch. Plötzlich nach einer oder zwei Stunden königlichen Schlafes kam der Ukrainer zu mir, packte mich am Arm und sagte: „Julek! Gore!“ „Gore“ heißt: „Es brennt.“ Wir wussten überhaupt nicht, dass ein Bombardement stattgefunden hatte! Die Bomben waren klein, und der Ventilator lief … Wir traten heraus: tatsächlich, Feuer! Aber wir konnten ohne Schwierigkeiten durchgehen. Wir kamen zum Lager und sahen: Die Wache ist nicht mehr da! Es gab keine Wache mehr, als ob alles weggefegt worden wäre.

Erst jetzt sahen wir, welche Schäden die Bombardierung verursacht hatte. Kleine Bomben hatten die Fabrik kaum erschüttert. Daher wurden wir auch nicht wach. Normalerweise spürt man im Bunker ein Schaukeln, wenn die Bomben fallen. Aber es war erst das zweite und dritte Bombardement, als die Bunker schaukelten. An diesem Tag musste ich also keinen Ausweis vorzeigen, als ich das Lager betrat. Die Wache war etwa fünfzig Meter von meiner Baracke entfernt, vielleicht sogar hundert Meter. Aber die Baracke stand. Alle Baracken standen unbeschädigt nach dem ersten Bombardement.

Die Bombardierungen verbinde ich mit dem zweiten Lager. Wenn es in der Nacht Fliegeralarm gab, mussten wir in den Bunker der Gießerei, die noch nicht in Betrieb war. Sie war etwa 100 bis 200 Meter von der Umzäunung unseres Lagers entfernt. Um zur Gießerei zu gelangen, musste man das Tor passieren, das der Werkschutz bewachte. Wenn wir uns bei einem nächtlichen Alarm auf den Weg machten,

Bombenschäden im Presswerk

nahm ich immer eine Decke, meinen Mantel und eine große Zeitung mit. Die Zeitung breitete ich im Bunker auf dem Betonboden aus, legte meine Decke darauf, wickelte mich in meinen Mantel und schlief. Da wir schlecht ernährt wurden, waren wir körperlich sehr schwach. Der Organismus verlangte mehr Schlaf. Mir war bewusst, dass der Schlaf half, um die eigene Gesundheit zu erhalten. Daher nutzte ich die Zeit, die wir bei Alarm im Bunker verbrachten, um zu schlafen, auch tagsüber in der Fabrik.

Das zweite Bombardement war das schwerste. Ich hielt mich in der Fabrik auf und blieb nach dem Alarm im Bunker. Die Bomben fielen in unserer Nähe. Wir konnten das Schaukeln des Bunkers fühlen. Keinem von uns ist etwas passiert. Fast aber wären wir erstickt. Alarm und Bombardierung dauerten lange. Bei dreißig Personen in einem so kleinen Raum fehlte einfach der Sauerstoff. Man hatte keine Luft zum Atmen. Im Korridor vor dem Bunker war immer ein SS-Mann. Er passte auf, dass Ordnung herrschte und keine Panik ausbrach. Erst als wir kurz davor waren zu ersticken, öffnete der SS-Mann die Sauerstoffflasche. Denn in jedem Bunker gab es eine Sauerstoffflasche. Als der Sauerstoff auszuströmen begann, gingen wir alle zur Flasche wie kleine Küken, die zum Essen eilen.

Nach Ende des Alarms führten uns SS-Männer hinaus. Überall war Rauch. Überall Feuer. Die Wände waren so schief, dass sie jeden Moment umzufallen drohten. Alles lag im Dunkeln. Es gab ja keinen Strom. Alles war zerstört. Vom Bunker nach draußen wurde ein dickes Seil gespannt, das die SS-Männer festhielten. Wir hielten uns daran fest und gingen am Seil entlang nach draußen. So hatten wir mit Glück den Bunker verlassen. Als wir nach draußen gelangt waren – die Bomben hatten viele Krater gerissen –, befahl man uns, die Krater zuzuschütten. Werkzeug gab es nicht. Also nahmen wir, was wir finden konnten. Mit einem Stock oder einem Brett schütteten wir die Krater ein wenig zu. Nach einer Weile kam der Befehl: „Nicht zuschütten! Da ist Wasser!“ Die Kanalisation war zerstört.

Ich erinnere mich, dass ich damals sehr erstaunt war, dass es eine halbe Stunde nach der Bombardierung Mittagessen geben sollte. Man brachte uns also Proviant, zwar nicht viel, aber immerhin konnte man etwas essen. Ich war erstaunt, dass sie das so schnell organisiert hatten. Zum Glück hatten

die Bomben nicht die Zentralküche getroffen. Sie funktionierte normal.

Kollegen erzählten, dass beim zweiten Bombardement ein Mann vom Werkschutz, der eigentlich Dienst auf der Wache hatte, zu den Baracken gegangen war, weil ihm die Wache zu gefährlich schien. Er war ein sehr unangenehmer Werkschutzmann. Wir kannten ihn schon persönlich. Er kam also zu unseren Baracken. Dort fiel eine Bombe und tötete ihn. Die Wache aber blieb bei der zweiten Bombardierung völlig unbeschädigt. Es war für uns symptomatisch, dass Leute, die anderen Schaden zufügten, doch selbst ums Leben kamen.

Das dritte Bombardement war ebenfalls sehr schwer. Auf die Halle des Bunkers, in dem ich saß, fiel eine Bombe. Wir hörten, wie eine Bombe gegen die Betonkonstruktion schlug. Die Erde bebte. Aber die Bombe explodierte nicht! Voller Spannung erwarteten wir die Explosion. Sie hätte uns getötet. Zum Glück war es ein Blindgänger. Und deshalb lebe ich. Wäre sie explodiert, wären wir alle umgekommen. Dreißig Personen, die sich im Bunker befanden. Am nächsten Tag, als wir in die Fabrik gingen, um aufzuräumen, ging ich zuerst zu der Stelle über dem Bunker, wo die Bombe gefallen sein musste. Tatsächlich! Da lag sie. Etwa 1,5 Meter lang und 50 Zentimeter breit. Die Bombe ist mit voller Schwungkraft gefallen und zerbrochen. Gelbes Pulver rieselte heraus. Sicherlich Phosphor. Ich hatte so viel Glück, dass sie nicht explodierte!

Das dritte Bombardement war gegen Ende Juni. Ich war krank, vermutlich erkältet und geschwächt. Der Arzt schickte mich in die Krankenstube im Lager. Ein paar Tage verbrachte ich in diesem Lazarett. Da lernte ich Frau Sara Frenkel kennen.[70] Sie war Krankenschwester. Ich wusste nicht, dass sie Jüdin war. Sie war eine sehr sympathische

Sara Frenkel, 1943

junge Frau. Wir waren alle jung damals. Ich erinnere mich, dass sie mir einmal ein Glas sehr guter Marmelade brachte, was damals fast ein großer Schatz war. Wir waren ja ständig hungrig.

Bei Alarm verließen wir die Krankenstube, um möglichst weit weg von der Fabrik zu sein. Der Werkschutz ließ uns ohne Probleme durch. Denn es war klar, dass man nicht eine Sekunde verlieren durfte. Wir gingen auf eine Wiese zwischen unserem Lager und dem Schloss. Ziemlich viele Personen waren bereits auf dieser Wiese: Italiener, Franzosen und vier Personen aus unserem Lager, zwei Mädchen und zwei Jungen. Es war schönes Wetter. Da hörten wir die

Flugzeuge. Wir schauten: „Ja. Sie kommen!“ In der Tat ein ganzer Schwarm von Flugzeugen war im Anflug auf die Fabrik. Darauf sagte ich: „Es ist bestimmt sicherer, wenn wir in den Kanal hineingehen.“ Auf der Wiese befand sich ein ganz sauberer, neu gebauter Kanal. Als die Flugzeuge schon abbogen, trieb ich noch die Mädchen an: „Schnell, geht rein!“ Als letzter ging ich. Wir konnten die Flugzeuge nicht mehr sehen. Der Kanal war geschlossen bis auf die Öffnungen.[71] Und ich sagte noch: „Wisst ihr, lasst uns ein paar Meter weiter weg gehen von der Öffnung, damit uns im Fall des Falles die Bombensplitter nicht erwischen.“
Als wir wirklich nur ein paar Schritte von der Öffnung entfernt waren, fing das Bombardement an, ein kurzes, aber sehr schweres Bombardement. Es dauerte nur eine Minute. Eine der letzten Bomben, die gefallen ist, fiel auf die Wiese bei der Stelle, wo ich eben noch gesessen hatte. Jetzt saß ich im Kanal. Die Bombe fiel neben den Kanal. Sie beschädigte den Beton am Kanal ein wenig, brachte ihn aber nicht zum Einsturz. Durch ein Wunder bin ich dem Tod entronnen! Die Italiener, die vielleicht 200 Meter von uns entfernt waren, waren nicht in den Kanal gestiegen, weil sie Angst hatten, die Luft könnte sie dort töten. Viele von ihnen kamen ums Leben. Davon erfuhr ich gleich nach der Bombardierung.
Als wir hörten, dass keine Flugzeuge mehr kamen, gingen wir nach draußen. Wir wollten ins Lager. Aber man zeigte uns, dass wir nicht dürfen: „Eintritt verboten!“ Wenn verboten, dann verboten! Die Sonne schien. Wir setzten uns auf die Wiese vor dem Lager und unterhielten uns. Auf einmal kam ein junger SS-Mann und schrie uns an, was wir hier machten. „Was für ein Landsmann bist du?“ Ich sagte, wir seien aus diesem Lager. Er erwiderte: „Warum geht ihr dann nicht hinein?!“ Und ich antwortete ihm: „Wir dürfen nicht rein.“ Er sah mich wütend an und sagte: „Du lügst!“ Und ich sagte: „Wenn Sie es nicht glauben, fragen Sie bitte den Lagerführer. Er steht da oben.“ Das konnte man von dort erkennen. Daraufhin begann der SS-Mann sogleich, anders mit uns zu sprechen. Er fragte, ob es unter uns Tote gebe? Ich sagte: „Nein. Wir haben im Kanal gesessen.“ Zum Glück ist nichts hineingeflogen. Der junge SS-Mann berichtete uns, dass es 100 bis 200 Meter weiter unter den Italienern, die auf der Wiese geblieben waren und keinen Schutz im Kanal gesucht hatten, viele Tote und Verletzte gab.
Im weiteren Verlauf unseres Gesprächs konnte ich feststellen, wie er in seinen irrationalen Ansichten geradezu verblendet war. Als ich ihm sagte, wir hätten während des Bombardements im Kanal gesessen, erwiderte er: „Ich nicht. Ich war hier auf der Brücke. Während der ganzen Bombardierung stand ich hier. Ich habe mich nicht versteckt!“ Ich dachte bei mir: „Mensch, bist du dumm! Für wen hast du denn auf der Brücke gestanden?“ Aber sie waren nun mal so verblendet.
Dieser Tag hätte für mich trotz allem tragisch enden können: Als der Alarm begann, stürmte ich in meine Stube, ergriff meinen Koffer und warf ihn raus auf die Wiese, damit er nicht verbrannte. Denn hinter unserer Baracke befand sich eine umzäunte Wiese. Etwa eine halbe Stunde nach der Bombardierung ließ man uns wieder ins Lager hineingehen. Alle waren versammelt. Ich ging jetzt allein, bog zunächst ab, um meinen Koffer zu holen, nahm den Koffer und ging zur Gruppe. Ich sah meine Freunde, die sich aus dem ganzen Lager versammelt hatten. Als der Lagerführer mich mit dem Koffer sah, fing er an zu brüllen und beschuldigte mich, dass ich plündern würde. Er zog seinen Revolver heraus und richtete die Waffe auf mich. Er schrie und brüllte. Zum Glück bewahrte ich Ruhe und verlor nicht aus Angst die Sprache. Im Gegenteil: In einer Sekunde hatte

ich begriffen, dass ich auf keinen Fall schweigen durfte. Sofort fing ich an, mit dem Lagerführer zu sprechen. Ich redete schnell auf ihn ein, so schnell ich nur konnte, dass das mein Koffer sei und ich aus der Krankenstube käme: „Ich kann Ihnen alles sagen, was drin ist! Ich kam aus der Krankenstube!“ Ich drehte den Kopf in Richtung der Krankenstube, zeigte auf die Baracke, um nicht zu sehen, wie er auf mich zielte.

Die Kollegen erzählten später, dass der Lagerführer den Arm bereits sinken ließ und den Revolver einsteckte, als ich meinen Kopf zur Krankenstube wandte. Es dauerte nur einen kurzen Augenblick, als ich den Kopf gewendet hielt. Aber wie viel man in so einem kurzen Augenblick zu denken vermag! Das ist einfach unvorstellbar. Ich dachte: „Jetzt erschießt er mich, und ich bin noch so jung. Was werden meine Eltern sagen? Wie werden sie das überleben?“ Ich drehte den Kopf zurück und sah den Revolver schon im Halfter. Wenn ich mich am Anfang anders verhalten und dem Lagerführer nicht so mutig in die Augen geschaut hätte, wäre ich sicher erschossen worden – zur Abschreckung der anderen. Ein menschliches Leben war zu der Zeit nicht viel wert.

In Neudek

Ich atmete auf, als ich in Neudek ankam. Es herrschte dort eine andere Einstellung gegenüber den Ausländern. Ich bin mit meinen Kollegen und mit den Deutschen, mit denen ich in der „Stadt des KdF-Wagens“ gearbeitet hatte, nach Neudek gefahren. Alles Leute, die ich kannte. Aber ich spreche von Leuten, die ich nicht kannte. Denn es waren Deutsche, die dort die Geschäfte führten. Die Tschechen hatten nicht viel zu sagen. Neudek war in der Nähe von Karlsbad. Die Einstellung der Deutschen war ganz anders. Es herrschte so eine Herzlichkeit. Die Überführung nach Neudek werte ich nicht als ein negatives Ereignis. Ganz im Gegenteil: Ich betrachte sie als Verbesserung meines Schicksals. Der Hunger war nicht geringer als in der „Stadt des KdF-Wagens“. Es war ja bereits das Jahr 1945. Am 30. November 1944 hatten sie uns weggebracht. Ich zog in eine Baracke, in der schon Bekannte wohnten. Denn ich kam als einer der letzten. In der „Stube“ – ein Wort, das wir aus dem Deutschen übernommen hatten – waren auch Bekannte. Die Baracken waren vielleicht ein wenig unangenehmer. Es handelte sich um lang gestreckte, breite Baracken, die in der Mitte einen Gang hatten. Vom Mittelgang aus führten Eingänge nach rechts und links in die einzelnen Stuben. Im Vergleich zu den Lagern in der „Stadt des KdF-Wagens“ waren sie sogar noch größer, glaube ich. ■

In Neudek gab es sehr große Baracken, nicht so kleine wie zuvor. Es gab zwei Baracken für Polen, eine für Männer und eine für Frauen. Zehn Stuben waren in einer Baracke, und in jeder Stube 24 Personen, also etwa 240 Frauen und 240 Männer. Beide Baracken waren voll belegt. Die Franzosen hatten auch zwei Baracken, die Ukrainer eine und die Italiener zwei. Wo die Deutschen wohnten, weiß ich nicht. Wahrscheinlich bei privaten Familien in der Stadt. Die Küche befand sich in der Fabrik. Die Fabrik war ein riesiger Bau mit drei Stockwerken. Etwa ein Drittel des Gebäudes blieb für die Wollverarbeitung. Der Rest wurde umgebaut. In der Wollspinnerei arbeiteten Frauen aus der Gegend. Aus der Fabrik hatte man einfach die Maschinen zur Wollverarbeitung entfernt. Wir sollten die neuen Maschinen erst installieren, Strom, Pressluftgeräte und die anderen Teile. Die Produktion hat dann gar nicht angefangen. Trotz der ausgezeichneten deutschen

Organisation kam es zum Leerlauf. Die Leute hatten nichts zu tun. ●

■——— Die Arbeit in Neudek musste man praktisch suchen! Es befand sich alles in der Organisationsphase, und die Arbeit funktionierte nicht. In Neudek sah ich zum letzten Mal meinen sympathischen Freund Francesco Ferrari. Der Ärmste! Er tat mir wirklich leid. Er wartete mit einer Keilhaue. Denn sie sollten in einen Steinbruch gehen, um eine unterirdische Fabrik zu bauen. Im Jahr 1945! Und ich sah, dass er so abgemagert war! Er tat mir wirklich leid. Er war im Alter meines Vaters. „Ach Giulio, noi siamo", sagte er, „insieme." Und „insieme" heißt „zusammen".
Bei der Arbeit erlitt ich keine Böswilligkeit. Was ich noch mit Genugtuung sagen muss: Auch der Werkschutz war in Neudek ganz anders. Es waren einfach andere Leute. Ich erinnere mich: Es war Winter, und wir hatten zu wenig Brennmaterial im Ofen. In jeder „Stube" war ein Ofen. Man bekam ein paar Kohlebriketts oder Ähnliches. Wir hatten uns abgesprochen, dass jeder bei Gelegenheit etwas Brennmaterial aus der Fabrik mitbringen sollte, um ein wenig besser heizen zu können. Einmal hatte auch ich Holz mitgenommen, ein bisschen viel. Der Werkschutz hielt mich am Fabriktor an und befahl mir, die Tasche zu öffnen: „Aufmachen!" Als er sah, dass ich Holz hatte, sagte er, es sei verboten, Holz aus der Fabrik zu tragen, und dass ich das Holz wegwerfen müsse. Er hatte hinten schon einen ganzen Haufen von Abfallholz, das er in der Zwischenzeit bei anderen requiriert hatte. Ich musste das Holz auf den Stapel werfen, und das war alles! In der „Stadt des KdF-Wagens" hätte man mich dafür so verprügelt, dass ich keine Sehnsucht mehr nach Wärme gehabt hätte!

In Neudek gab es überhaupt keine regelmäßige Arbeit mehr. Da ich mit „meinen Deutschen" zusammenarbeitete, hörte ich kein böses Wort. Sie irrten selbst auch nur herum. Als der März kam, fehlte immer wieder jemand. Sie kamen zu mir und sagten: „Wiedersehen, ich gehe in Urlaub." Ich wusste gleich, was das für ein Urlaub war! Sie zogen in Richtung Heimat. Der Staat war damals bereits im Zerfall begriffen, obwohl er von Gestapo und SS mit eiserner Hand gehalten wurde. Aber alles zerfiel schon. Da verabschiedeten sich die Deutschen vor ihrer Abreise von mir. Jeder kam vorbei, sagte: „Julius" und ein paar warme Worte. Dann war die Bekanntschaft beendet. Ich sah niemanden von ihnen nach dem Krieg wieder. ■

●——— In Neudek war das Leben schon ein wenig anders als in der „Stadt des KdF-Wagens". Die Mehrheit der Deutschen hatte bereits eingesehen, dass im Winter 1944/45 und im Frühjahr 1945 das Machtgebilde des hitlerschen Reiches zu bröckeln begann. Sie erfüllten ihre Pflicht, weil man es ihnen befohlen hatte. Aber sie taten es ohne Überzeugung. In Neudek arbeiteten wir mit den gleichen Deutschen zusammen, mit denen wir in der „Stadt des KdF-Wagens" gearbeitet hatten. Zumindest gilt das für mich und für die meisten meiner Kollegen. Wir sollten die Focke-Wulf produzieren. Aber zur Produktion kam es nicht mehr. Die Produktion wurde ständig vorbereitet, lief aber in diesen fünf Monaten nicht mehr an. Wir arbeiteten in einer Wollspinnerei. Ein Teil der Fabrik wurde adaptiert. Der Hunger war größer, aber er war für alle gleich groß, also für die Deutschen wie für uns. Das Essen kam aus einer Küche, und deshalb beschwerten wir uns auch im gleichen Maße. Wir wohnten in Baracken, aber diese wurden nicht durch die Polizei bewacht.

Wir hatten mehr Freiheiten. Ich glaube, es hing damit zusammen, dass nun auch schon die Polizei verängstigt war, da Deutschland im Begriff war, den Krieg zu verlieren. Eines Sonntags wurde ich etwa fünf oder sechs Kilometer von Neudek entfernt von der Polizei angehalten, als ich zwei oder drei Brote unter dem Arm trug; ich hatte sie von befreundeten Polen bekommen, die bei Bauern arbeiteten. Der Nachweis eines solchen Vergehens hätte 1942 oder 1943 die Einweisung in ein Konzentrationslager bedeutet. Dieser Polizist aber hielt mich an und legte mir nur ein Bußgeld auf. Ich bezahlte damals drei oder fünf Mark Bußgeld. Das war alles! Ich hatte diese fünf Mark nicht dabei, denn ich hatte ja alles für das Brot ausgegeben. Also notierte der Polizist nur meinen Namen und sagte, ich solle das Geld zur Polizeiwache bringen. Am nächsten Samstag ging ich zur Polizeiwache und war sehr in Sorge, was passieren würde. Als ich hineinging, saß dort eben jener Polizist, der mich angehalten hatte. Da hörte ich zum ersten Mal ein „Grüß Gott!“ aus dem Mund eines deutschen Beamten zur Begrüßung! Ich bezahlte diese drei oder fünf Mark. Als ich hinaus ging, sagte er mir, dass ich, falls ich mal wieder Brot holen sollte, nicht die Hauptstraße, sondern einen Nebenweg nehmen sollte. Noch am gleichen Tag holte ich wieder Brot. ●

■ **Flucht**

Wir flohen am 24. April aus Neudek. Wir waren eine Gruppe Polen. Ich glaube, wir waren fünf oder sechs Personen. Wir verließen das Lager an dem Tag, als man uns die Ausweise abgenommen hatte. Wir hatten aber schon vorher diese Flucht verabredet. Es ist bekannt, dass Polen auf dem gesamten, durch deutsche Soldaten besetzten Gebiet arbeiteten. Zwei Polen arbeiteten auf einem Bauernhof, der sich in einer etwa fünfzehn Kilometer entfernten Ortschaft befand. Meine Kollegen hatten mit ihnen vereinbart, dass, wenn es brenzlig würde, die Gruppe von fünf oder sechs Leuten zu ihnen fliehen sollte, um die letzten Kriegstage zu überleben. Wir hatten Angst vor dem Kriegsende. Wir hatten Angst, dass sie uns einfach liquidieren würden! ■

● Die Polizei nahm uns die Ausweise am 23. April ab. Wir flohen in der Nacht vom 23. auf den 24. April aus dem Lager durch Löcher im Zaun. In der Nacht gingen wir um die Stadt Neudek herum, um zu Kollegen zu gelangen, die in den Bergen bei einem Bauern arbeiteten. Wir hatten die Absprache getroffen, dass wir, falls wir unterwegs angehalten würden, sagen wollten, wir hätten in Steinau gearbeitet. Steinau war damals bereits von den Amerikanern besetzt. Deshalb ließ uns die Polizei, als sie uns angehalten hatte, wieder laufen, nachdem ich als der einzige, der sich auf Deutsch verständigen konnte, das gesagt hatte. Ich log auch noch in Bezug auf unser Ziel. So kamen wir durch. Einen Kilometer weiter bogen wir links in die Berge ab. Für uns war es ein richtiges Memento, als man uns die Ausweise abgenommen hatte. Da dachten wir: „Sie werden uns wegbringen. Sie wollen nicht, dass wir unsere Ausweise behalten.“

Bis zum Ende des Krieges waren es noch knapp zwei Wochen. Wir versteckten uns drei Tage im Wald und bauten uns eine Hütte auf einem großen Berg. Von beiden Seiten hörten wir die Front, die Russen und die Amerikaner. Aber schließlich stellten wir fest, dass wir nicht länger dort bleiben konnten. Wenn die Deutschen uns gefunden hätten, wären wir sicher erschossen worden. Wir stiegen also einzeln in das Dorf hinab, gingen zum Bürgermeister und sagten, dass wir aus Steinau evakuiert worden seien und

nun gerne arbeiten würden. Der Bürgermeister teilte uns verschiedenen Bauernhöfen zu. Und dort arbeiteten wir bis zum Ende des Krieges. Ich habe keine schlechten Erinnerungen an diese Zeit. Der Hunger nahm bei den Bauern ein Ende. Sie gaben uns genug zu Essen. Und dann kam der 8. Mai. Wir fuhren mit einer Kutsche nach Neudek. Wir gingen ins Lager, aber es war bereits alles geplündert. Am nächsten Tag verabschiedeten wir die Polinnen am Bahnhof. Sie fuhren in den Osten. Wir waren eine Gruppe von fünf oder sechs Personen und wollten in den Westen, weil wir nicht durch das von den Russen besetzte Polen fahren wollten. Um in die amerikanische Zone zu gelangen, mussten wir durch Chemnitz fahren. Da sahen wir zum ersten Mal russische Soldaten. Wir kamen ohne Probleme bis zur Grenze der russischen Zone und stiegen aus dem Zug. Alle mussten den Zug verlassen. Dann gingen wir drei oder vier Kilometer zu Fuß und trafen auf die amerikanischen Posten bei Burgstedt, wenn ich mich recht erinnere. Wir hatten unterwegs erfahren, dass es in Burgstedt für die Ausländer, die in ihre Heimat zurückkehrten, ein Lager gab. Jeder, der kam, fand Unterschlupf. Es war ein polnisches Lager, das von Deutschen verwaltet und von Amerikanern überwacht wurde. Wir blieben drei oder vier Tage. Das Wichtigste war, dass wir Essen bekamen und einen Platz zum Schlafen hatten. Wir fuhren weiter gen Westen nach Altenburg. Von Altenburg wurden wir mit einem amerikanischen Wagen nach Gera gebracht. Oder war es Jena? Nach Gera. Dort gab es ein Militärlager für polnische und französische Soldaten. Wir konnten uns damals entscheiden, entweder in die polnische Armee im Westen einzutreten oder nach Polen zurückzukehren. Ich gehörte zu denen, die sich schließlich für eine Rückkehr nach Polen entschieden. ●

■——— Als sie uns schließlich die Ausweise abgenommen hatten, wussten wir, dass wir zum Abtransport vorbereitet wurden. Wohin, wussten wir nicht. Die Front war nahe. Wir brachen in der Nacht auf. Es war nicht schwer zu fliehen. Wir gingen zwar nicht durch die Wache, aber durch Sträucher und über den Zaun. Das Loch im Zaun hatten wir bereits am Tag angelegt. Es war Mitternacht, als wir das Lager verließen. Wir mussten durch ganz Neudek gehen. Natürlich liefen wir nicht nachts durch die ganze Stadt, sondern gingen durch die Wälder um die Stadt herum bis zur Straße, die uns zu unserem Ziel in den Bergen führen sollte. Überall auf den Straßen waren Armeepatrouillen unterwegs. Ich hatte eine Antwort auf die Frage parat, woher wir kämen und wohin wir wollten. Nämlich: Wir hätten in Steinau gearbeitet und flüchteten nun in einen Ort, dessen Namen ich nicht mehr wisse. Warum Steinau als ehemaligen Arbeitsplatz? Steinau war schon durch die Amerikaner besetzt. So war die Aussage nicht mehr zu überprüfen. Und tatsächlich! An einer Kreuzung wurden wir von der Gendarmerie angehalten. Ich trat gleich vor und erzählte, dass wir aus Steinau kämen, zum Sammelpunkt gingen und so weiter. „Ja, ist gut!“ Wir gingen etwa 300 oder 400 Meter diese Straße entlang und bogen dann links in die Berge ab.

Wir hatten viele Kilometer zurückgelegt und waren sehr erschöpft, als wir an der verabredeten Stelle im Wald ankamen. Es war noch nicht ganz dunkel. Niemand hatte uns unterwegs gesehen. Wir sahen zwar einen Förster, aber er sah uns nicht. Wir mussten ein wenig schlafen und uns ausruhen. Wir legten eine Decke unter einen Baum, um nicht unmittelbar auf der Erde zu liegen. Augenblicklich sind wir eingeschlafen, als wären wir tot. So erschöpft waren wir. In der Nacht kam der Kollege, der unten im Dorf arbeitete,

um uns abzuholen. Aber wir wurden schon vorher wach, weil es stark regnete. Völlig durchnässt wachten wir auf. Wir standen praktisch unter Wasser. Wir stiegen mit ihm in das Dorf hinab. Er gab uns eine Unterkunft im Speicher oder in den anderen Wirtschaftsgebäuden, um unsere Kleider zu trocknen und ein wenig zu Kräften zu kommen. Er sagte: „Am Morgen hole ich euch ab und bringe euch in die Berge."

So geschah es. Wir kletterten auf einen hohen Berg. Das Dorf lag am Fuße. Dorthin verirrte sich kein Mensch. Wir errichteten eine Laubhütte aus Ästen und Decken und hausten darin zwei oder drei Tage. Natürlich hatten wir weiter Hunger. Einmal kam dieser Kollege von unten zu uns und brachte einen großen Laib Brot. Wir aßen es sofort auf. Und der Hunger war wieder da.

Auf den Feldern waren schon frische Kartoffeln gepflanzt. Eines Tages gingen meine Kollegen dahin und buddelten ein paar Kartoffeln aus, die wir dann kochten und verspeisten. Es war der 24. April. Drei Tage später begannen wir, uns zu trennen. Man konnte schließlich nicht bis in alle Ewigkeit in dieser Laubhütte auf dem Berg wohnen. Das war ein sehr gewagter Schritt. Wenn uns das Heer oder die SS getroffen hätte, hätten sie uns auf der Stelle erschossen! Aber beim Abtransport aus dem Lager drohte uns auch der Tod. Wir gingen einzeln in das Dorf hinab zum Bürgermeister und erzählten alle die gleiche Lüge: Wir seien aus Steinau, suchten Arbeit und etwas zu essen, denn wir seien hungrig. Und so lief das der Reihe nach.

Auf dem Bauernhof

Was mich betrifft, erhielt ich beim Bürgermeister Suppe, ein bisschen Brot - der Himmel auf Erden! - und einen Zettel mit dem Auftrag, zu einem Bauern zu gehen. Mit diesem Zettel marschierte ich los. Als die Frau Bauer ihn gelesen hatte – der Bauer war nicht zu Hause –, sagte sie: „Ja, Pole, ja. Man muss helfen!" und nahm mich auf. Ich sollte auf dem Hof aushelfen. Ich war sehr überrascht, dass ich am ersten Tag fast gar nichts mehr tun musste. Sie gaben mir Essen. Ich aß mit ihnen an einem Tisch! In der Gegend um die „Stadt des KdF-Wagens" wäre es völlig undenkbar gewesen, dass ein Pole mit einem Deutschen zusammen am Tisch saß! Das hat mich überrascht! Und dass auf dem Tisch ein Teller mit Brot stand, und man essen konnte, so viel man wollte! Einfach unvorstellbar!

Dann ergab sich eine weitere Überraschung: Der Abend kam. Ich sollte schlafen gehen. Die Frau Bäuerin sagte, ihr Sohn habe sein Zimmer oben. Der Sohn war vielleicht drei Jahre jünger als ich. Ich schlief mit ihrem Sohn in einem Zimmer! Das war für mich unvorstellbar! Ich schlief in sauberer Bettwäsche und in einem breiten Bett. Ich dachte, ich wäre im Himmel! Die einfachsten Dinge können so wichtig sein. Diese Bauern waren einfache Leute, aber ihre Herzlichkeit war unvorstellbar.

Ich hatte niemals zuvor auf einem Bauernhof gearbeitet. Also tat ich einfach das, was sie sagten. Bis zum Kriegsende arbeitete ich bei diesen Bauern. Am Morgen, nachdem ich in diesem königlichen Bett geschlafen hatte, sagte die Bäuerin nach dem Frühstück zu mir, ich solle den Ochsen säubern. Sie zeigte mir, wie man das mit Bürste und Striegel macht. Ich erledigte verschiedene Aufgaben auf dem Hof. Am meisten zu tun hatte ich mit dem Hacken von Feuerholz. Eines Tages fuhr ich mit der ganzen Bauernfamilie auf das Feld, um Steine zu sammeln. Wir waren zu fünft: der Bauer, seine Frau, seine Tochter, der Sohn und ich. Wir fuhren auf einem Ochsenwagen und sammelten die Steine in Körben ein, die wir dann auf einen Haufen schütteten;

er wurde später abtransportiert. Es war keine besonders schwere Arbeit. Ich kann nur Gutes über diese einfachen Leute mit Herz berichten.

In der großen Küche, in der wir gemeinsam speisten, stand ein Radioempfänger. Er lief fast durchgehend. Einmal bat ich, ob ich nicht London einstellen könnte, weil es dort Sendungen in polnischer Sprache gab. „Ja!“ Also stellte ich London ein, hörte die Nachrichten und berichtete ihnen, was passiert war. „Ah, ja. Was noch? Was noch?“ Sie waren so neugierig, weil sie der hitlerschen Propaganda auch nicht mehr glaubten. Ich erinnere mich noch, dass ich mit dem Bauern und seiner Frau eine deutsche Sendung im Radio hörte, als die Nachricht kam, Hitler sei tot. Er sei bei der Verteidigung Berlins gefallen wie ein Soldatenheld. Nach dieser Nachricht herrschte tiefes Schweigen. Keiner von den beiden sagte ein Wort. Ich auch nicht.

Eine Woche später war der Krieg vorbei. Danach brach unsere Gruppe von Polen, die während der letzten Kriegstage bei verschiedenen Bauern gearbeitet hatte, nach Neudek auf. Wir wollten sehen, was sich in unserem Lager, in dem wir bei unserer Flucht einige Sachen zurückgelassen hatten, ereignet hatte. Aber wir gingen nicht mehr zu Fuß. Wir fuhren mit einer Pferdekutsche wie die Grafen. Die Pferdekutsche hatte unser Kollege bei der Bäuerin ausgeliehen, bei der er seit einigen Jahren arbeitete. Er führte ihren Hof. Sie war Witwe. Ihr Mann war an der Front gefallen. Nach einiger Zeit lebten die beiden wie ein Ehepaar zusammen. Das ist die Macht des Lebens. Nach dem Krieg wollten sie heiraten.

Als wir in Neudek festgestellt hatten, dass unser Lager geplündert worden war, fuhren wir mit der Pferdekutsche zurück, um unsere Sachen zu holen. Am 11. oder 12. Mai brachte uns der Kollege aus Joachimstal – so hieß, glaube ich, dieses Dorf in den Bergen – ein weiteres Mal nach Neudek. In der Fabrik erhielten wir noch unseren ausstehenden Lohn, und der Bürgermeister händigte uns Essensmarken für zwei Wochen aus.

Die Front lief nicht durch Neudek oder die nähere Umgebung. Am 8. Mai war die sowjetische Armee dreißig bis vierzig Kilometer entfernt, die Amerikaner im Westen über zwanzig Kilometer. Die Besetzung Neudeks durch die Amerikaner erfolgte dann nach dem 8. Mai. Mit einem Militärfahrzeug kam ein amerikanischer Offizier in Begleitung von Soldaten nach Neudek und ernannte einen neuen Bürgermeister. So ging auch für mich der Krieg zu Ende.

In der zweiten Maihälfte brachen wir mit einer kleinen Gruppe von Kollegen, in der sich auch Stanisław Latacz befand, mit dem Zug in Richtung Chemnitz auf. Teils fuhren wir mit dem Zug, teils gingen wir zu Fuß. Während unseres Fußmarsches nach Chemnitz kamen wir an der Ortschaft Johanngeorgenstadt, Aue, vorbei. Die Stadt war zerstört. Auf den Straßen war nur die Mitte der Fahrbahn vom Schutt befreit, damit Fahrzeuge passieren konnten. In Chemnitz traf ich zum ersten Mal die Russen. Welch ein Schock! In der Mitte der Straße fuhren zwei, mit Medaillen behängte, russische Offiziere in einer Kutsche mit zwei Pferden und einem Soldaten als Kutscher. Sie fuhren wie Götzen durch dieses Meer aus Ruinen. Ich dachte: „Mein Gott! Dorthin soll ich fahren, wo solche Leute die Macht ausüben?“ Da beschloss ich, in den Westen zu den Amerikanern und nicht nach Polen zu fahren. Meine Kollegen teilten meine Meinung.

Von Chemnitz aus fuhren wir mit dem Zug nach Westen in die amerikanische Zone. Der Zug fuhr nur bis zur Grenze der Besatzungszonen. An einer kleinen Bahnstation mussten alle aussteigen und zu Fuß weiter in den Westen gehen.

Wir erreichten die Stadt Burgstedt. An den Namen der Stadt kann ich mich bis heute erinnern. Vor der Stadt standen amerikanische Soldaten Wache. Ein Soldat sprach ausgezeichnet Deutsch. In den Westen ließen sie nur Ausländer aus Westeuropa und Deutsche, die im Westen des Landes wohnten. Uns Polen ließen sie nicht durch: „Ihr müsst in eure Heimat im Osten fahren!“ In der Menge waren Vertreter verschiedener Nationalitäten, am meisten natürlich Deutsche.

Damals fand auf den Straßen eine regelrechte Völkerwanderung statt. In beinahe jeder größeren Ortschaft wurden Sammelpunkte eingerichtet, um den herumirrenden Menschen eine Unterkunft zu geben, um zu schlafen, sich zu waschen und etwas zu essen. Ein „Mini-Lager“ für die umherirrenden Polen gab es auch in Burgstedt. Davon hatten wir unterwegs erfahren. Als uns der amerikanische Soldat sagte, wir müssten in den Osten nach Polen, erwiderte ich, dass wir uns natürlich nach Polen begeben würden, aber im Lager für Polen in Burgstedt befände sich mein Bruder – was nicht der Wahrheit entsprach –, und wir wollten mit ihm die Rückkehr antreten. Darauf bekam ich die Antwort, dass wir hier nicht durchkommen könnten. Er habe den Befehl, diesen Weg zu bewachen, aber ..... Er zeigte es mit der Hand: Dort sei ein kleiner Fußweg, für dessen Bewachung er nicht verantwortlich sei. Wir begriffen sofort, was er meinte, und erreichten über diesen kleinen Weg die Zonengrenze und das Lager.

Wir ruhten uns zwei oder drei Tage aus und gingen weiter zu Fuß nach Altenburg. Wir wollten weiter in den Westen. Wir wurden aus Altenburg mit amerikanischen Militärfahrzeugen in eine Kaserne nach Gera gebracht. Die Kaserne war größtenteils mit ehemaligen Kriegsgefangenen aus Frankreich belegt, die auf ihre Repatriierung warteten.[72] Es gab dort auch Polen, Soldaten wie Zivilpersonen. Die Kaserne wurde von Amerikanern verwaltet. In dieser Kaserne blieben wir recht lange und konnten uns gut aufpäppeln. Ich sprach oft mit Franzosen und erfuhr von einer Möglichkeit, mit ihnen nach Frankreich zu gelangen. Der Kapitän, dem ich vorgestellt wurde, hatte keine Bedenken und informierte uns darüber, von welchem Flughafen bei Gera Flugzeuge nach Paris starteten. Die Franzosen, die ich kannte, fuhren dann eines Tages überraschend weg. Ich brach am nächsten Tag mit ein paar Kollegen zu Fuß zum Militärflughafen auf. Leider kamen wir einen Tag zu spät. Der letzte Transport nach Paris war am Tag zuvor erfolgt. Zunächst bedauerte ich dies sehr. Dann setzte aber eine Art Reflexion und Zweifel ein: Ist es rechtens, dass ich in den Westen will? Ich hatte schließlich keinen erlernten Beruf und keine Ausbildung. In Polen würde es mir leichter fallen, die Schule zu beenden und mein Leben unter meinen Landsleuten zu organisieren. Zusammen mit einem Freund beschloss ich, nach Polen zurückzukehren.

Heimkehr

Wir fanden wieder ein Lager für „Herumirrende“. Von dort brachten die Amerikaner eine Gruppe von Polen mit einem Militärtransport nach Zwickau in Kasernen. Ein Block der Kasernen war durch Polen belegt, ein anderer durch Jugoslawen, die auf ihre Repatriierung warteten. In der Kaserne in Zwickau waren wir etwa zwei Wochen. Probleme mit dem Essen gab es keine. Die Stadt Zwickau befand sich in der amerikanischen Besatzungszone. Ein kleiner Fluss markierte die Grenze im Osten der Stadt. Ich erinnere mich an eine kleine hölzerne Fußgängerbrücke, die über diesen Fluss führte. Auf der östlichen Seite hielten russische Soldaten Wache. In Zwickau warteten wir zunächst auf einen

organisierten Transport zur Repatriierung der Polen aus den Kasernen. Als sich die Sache in die Länge zog und ein Ende nicht abzusehen war, beschlossen wir, in einer kleinen Gruppe unsere Rückkehr nach Polen individuell zu gestalten. Am Tag vor der geplanten Rückkehr hatten wir in einem Gespräch mit den russischen Wachsoldaten auf der Brücke die Zusage erhalten, uns ohne Schwierigkeiten durchzulassen, da wir nach Hause wollten.

Es war schon im letzten Drittel des Juni. Am nächsten Morgen meldeten wir uns ab, verließen die Kaserne und gingen durch die Stadt und über die Holzbrücke nach Osten. Am Abend erreichten wir ein großes Dorf mit einer Bahnstation. Wir übernachteten in einem großen Raum, in dem Plätze für die „Herumirrenden" vorbereitet waren. Am nächsten Morgen stiegen wir in einen überfüllten Zug in Richtung Dresden. Dresden erreichten wir jedoch nicht, da Gleise oder Brücken zerstört waren. Einen Teil des Weges legten wir zu Fuß zurück, übernachteten irgendwo und kamen auf Umwegen schließlich mit dem Zug in Dresden an. Die Stadtmitte war völlig zerstört. Wir kennen die Geschichte dieser unglückseligen Stadt. Der Abend näherte sich. Um einen Schlafplatz zu finden, stiegen wir in eine Straßenbahn, die uns weit vom zerstörten Stadtzentrum wegbringen sollte. Wir fuhren ziemlich lange bis zur Endstation. Aus Rücksicht auf die Polizeistunde beschlossen wir, im Warteraum dieser kleinen Station zu übernachten. Denn das war erlaubt. Hier raubten uns in der Nacht russische Soldaten aus. Mir blieben nur die Kleider, die ich am Körper trug, und eine Decke.

Am nächsten Tag brachen wir auf. Wir versuchten es zumindest. Aber die Russen wollten uns mit ihrem Transport nicht mitnehmen. Sie plünderten und brachten alles in den Osten. Wir waren wieder hungrig. Das war ein ständiges Problem. Wir stiegen einfach – ohne zu fragen – in einen Zug, der nach Osten ging, in einen Güterwaggon natürlich. Wieder hatten wir Glück: In diesem Waggon wurde Weizen transportiert. Ein Sack war aufgerissen. Wir aßen den rohen Weizen, um unseren Hunger zu stillen. Ich wundere mich, dass wir nicht krank geworden sind.

Wir aßen uns am Weizen satt. Mit dem Güterzug, der von russischen Soldaten eskortiert wurde, kamen wir fast bis zur Grenze zwischen Vorkriegspolen und Deutschland. Bis nach Rawicz, also bis zur Grenzstation der Vorkriegszeit, waren es noch fünfzig Kilometer. Mit einem Freund fuhr ich auf einem Brett auf den Puffern zwischen zwei Waggons. Offensichtlich waren schon vorher einige Passagiere auf diese wenig komfortable Art gereist. Als der Zug unterwegs auf einem Feld anhielt, entdeckte uns ein russischer Soldat, der den Konvoi bewachte, zwischen den Waggons und wollte uns erschießen, da wir ohne Erlaubnis der Militärmacht reisten. Wir erwiderten, dass wir nach Hause wollten. Aber er sagte: „Ich werde euch erschießen! Zivilpersonen dürfen nicht mit einem Militärtransport reisen." „Militärtransporte" waren in Deutschland geraubte Trophäen, die nach Russland gebracht wurden. Wir stiegen schnell aus und gingen in gehöriger Entfernung am Zug entlang, um zur Lokomotive zu gelangen. Und die Lokomotive wurde – zum Glück – von einer polnischen Besatzung bedient. Wir baten sie, uns in der Lok mitzunehmen. „Aber wir dürfen hier keine Leute transportieren.", hörten wir darauf. Ich antwortete dem Lokomotivführer: „Hören Sie! Ich gebe Ihnen diese Decke. Decken Sie uns damit zu. Man wird uns nicht sehen!" Und als er die Decke sah, sagte er: „Dann los!" Auf diese wundersame Weise gelangte ich nach Rawicz.

Zurück in Poznań

In Polen wirkte zu der Zeit die Organisation PUR, die staatliche Repatriierungsbehörde. Das war eine Art Verbindung zwischen dem Roten Kreuz und einer Behörde. Das Wichtigste war, dass sie immer Essen austeilten. Das war damals das Wichtigste! Sie gaben uns etwas Suppe, Grütze und Brot. In Polen herrschte damals auch große Not. Aber es war einigermaßen gut organisiert. Wir fuhren am Morgen des nächsten Tages mit dem ersten Zug nach Poznań.

Ich stieg aus und verabschiedete mich von Stanisław Latacz, der in Pilica im südlichen Polen wohnte. Ich ging ins Stadtzentrum, wo meine Tanten, die Schwestern meiner Mutter lebten, die mir die Marken für das Brot geschickt hatten. Ich kannte ihre Adresse, aber nur auf Deutsch. Während des Krieges hieß sie „Egerlandstraße". Ich fragte einen Passanten: „Sagen Sie, wie heißt die Straße auf Polnisch? Im Krieg hieß sie „Egerlandstraße?" Und er sagte: „Fabryczna", da wusste ich Bescheid. Es waren vielleicht zwei Kilometer, aber für einen jungen Menschen war das ein kurzer Spaziergang. Ich fand das Haus, schellte, und eine Frau öffnete die Tür. Ich stellte mich vor, sagte, wer ich sei und dass meine Tanten in diesem Haus wohnten oder gewohnt hätten. Und sie antwortete: „Ja, aus den Erzählungen Ihrer Tanten weiß ich schon, wer Sie sind. Sie haben Ihnen Marken geschickt, die ich organisiert hatte." Es zeigte sich, dass sich eine Tante bei ihrem Bruder aufhielt, die zweite bei ihrer Schwester war. Beide hatten Poznań vorübergehend verlassen. „Sind Sie vielleicht hungrig? Möchten Sie etwas essen?" So ausgehungert ich auch war, ich wagte nicht, bei dieser Frau etwas zu essen, weil ich dachte, dass sie hungern müsste, falls ich etwas bei ihr esse! Solche verrückten Gedanken hatte ich damals! Mit diesem Thema war einfach ein Trauma verbunden. Ich sagte: „Nein. Nein. Ich war am Bahnhof und habe bei der PUR gegessen." Dabei hätte ich ein komplettes Mittagsmenü verschlingen können.

Ich kehrte zum Bahnhof zurück und stieg in den Zug. Die Organisation PUR stellte eine Bescheinigung aus, die gleichzeitig als kostenloser Fahrschein für die Rückreise in die heimatliche Gegend diente. Damals war ich ein ganz gewöhnlicher Passagier. Es war etwa der 2. Juli. Ich hatte mich vom 8. Mai bis zum 2. Juli bei den Amerikanern herumgetrieben. Ich kam nach Hause. Meine Eltern waren schon aus der Vertreibung zurückgekehrt. Es stellte sich heraus, dass ich der letzte Sohn war, der zurückkehrte. Sogar mein Bruder, der im Konzentrationslager gewesen war, kam schon zwei Wochen vor mir zurück. Die Freude war groß. So endete für mich der Krieg. ■

Stanisław Latacz

Stanisław Latacz, geboren am 8. April 1921 bei Pilica, bäuerliches Elternhaus mit 11 Kindern, gelernter Tischler, wurde am 18. Oktober 1942 verhaftet und von der Gestapo im Gefängnis in Kraków (Krakau) schwer misshandelt, seither auf einem Ohr taub, aus dem Gefängnis in Kraków (Krakau) deportiert zur Zwangsarbeit in Deutschland, Transport über Katowice (Kattowitz), Berlin und Lehrte in die „Stadt des KdF-Wagens“, arbeitete im Werk als Hilfsarbeiter in der Flugzeugreparatur, Lagerausweis für das „Gemeinschaftslager“ vom 3. November 1942, ab Mitte April 1944 zu Bauarbeiten im Verlagerungsbetrieb in Eschershausen, dann nach Neudek, wieder in der Produktion von Tragflächen, Flucht am 24. April 1945 mit vier Kameraden, unter ihnen Julian Banaś, Rückkehr nach Pilica im Juni 1945, heiratete 1946 Josefa Sikora, mit der er drei Kinder hat, führte nach der Meisterprüfung bis zur Pensionierung eine eigene Tischlerwerkstatt in seiner Heimatstadt.

Stanisław Latacz, 1943

Im Gefängnis

Ich wurde von der Gestapo wegen des Vorwurfs einer konspirativen Tätigkeit verhaftet und in das Gefängnis Mantelupich nach Kraków (Krakau) gebracht. Während der Ermittlungen erlitt ich die schwersten Qualen des Hitler-Nazismus. Man hat mir regelrecht den Kopf zerschlagen. Dabei wurde ich auf einem Ohr taub. Obwohl ich während der Untersuchungshaft eine konspirative Tätigkeit nicht zugab, wurde ich dennoch nicht nach Hause entlassen.

Zeuge eines Mordes

Während meines Aufenthalts im Gefängnis in Kraków (Krakau) wurde im Innenhof ein Gefangener ermordet, der angeblich fliehen wollte. Bei der Flucht wurde er aufgegriffen und in das Gefängnis gebracht. Ich werde das Drama dieses Mordes beschreiben, bei dem ich zwangsweise Zeuge war.

Eines Tages befahl man uns, die Zelle zu verlassen und zum Gefängnisplatz zu kommen. Ich zitterte vor Angst und ahnte, dass etwas Schlimmes vorgeht. Man hätte uns auch erschießen können. Denn in diesem Gefängnis konnte man niemals wissen, wann ein Mensch ermordet wird. Als wir zum Platz kamen, bot sich ein ungewöhnlicher Anblick: Rund um den Platz an den Mauern standen viele Gefangene, und aus den Gefängniszellen kamen weitere Häftlinge dazu. In der Mitte stand ein Mann der Gestapo mit einem Wolfshund an der Leine, neben ihm ein Gefangener. Seine Hände waren auf den Rücken gefesselt, die Lippen geknebelt. Der Gefangene war ungefähr zwanzig Jahre alt, 1,75 Meter groß, hatte blondes Haar, war gut gekleidet und ohne Kopfbedeckung.

Ein wenig von ihnen entfernt standen weitere sechs Gestapo-Männer mit Hunden an den Leinen. Wir warteten alle auf das weitere Geschehen. Ich vermutete jedoch nicht, dass so etwas Furchtbares geschehen könnte.

Nach einiger Zeit, als alle Gefangenen auf dem Platz zusammengekommen waren, kam ein Gerichts-Stab des Gefängnisses. Einer von ihnen verkündete das Urteil. Er verlas in polnischer Sprache die Verurteilung, während der Häftling in der Mitte stand: „Dieser Gefangene wollte flüchten, wobei er gefasst und hierher gebracht wurde. Dafür wird er zum Tode verurteilt. Die Hunde werden ihn tot beißen."

Der Häftling wollte noch etwas sagen, aber der Gestapo-Beamte, der neben ihm stand, ließ den Hund von der Leine und die sechs anderen Gestapo-Männer taten das Gleiche. Ein schrecklicher Anblick: Sieben gehetzte Hunde sprangen auf den Gefangenen, rissen an der Bekleidung, am ganzen Körper, am Gesicht, am Hals, bis er zu Boden fiel. So endete sein Urteil. Vor den Augen aller Gefangenen wurde er ermordet. Es war furchtbar: Mit Hundezähnen ermordete man einen Menschen! Ich erstarrte und wäre fast in Ohnmacht gefallen. Dieser unmenschliche Mord verschwindet mir nicht aus meinen Augen und meinem Gedächtnis.
Nachdem die Hunde zurückgerufen worden waren, ermahnte uns der Gestapo-Mann oder Richter, dass er auch nicht wissen könne, wer es wirklich gewesen sei, jedoch solle es niemand von uns wagen, zu flüchten. Wer bei der Flucht ertappt würde, den erwarte derselbe Tod. Danach gingen die Richter des Gefängnisses weg, und am Platz blieben eine Blutlache und der Körper des durch Hunde tot gebissenen Gefangenen zurück. Nach diesem schrecklichen Vorfall kehrten wir in unsere Zelle zurück mit der Überzeugung, dass dieser Häftling unschuldig ermordet worden war. Man erlaubte ihm vor der Vollstreckung der Todesstrafe nicht einmal, ein Wort zu sagen, obwohl man es an seinem Gesicht sehen konnte, dass er etwas zu uns sagen wollte.

In der „KdF-Stadt“

Nach zwei Wochen Aufenthalt im Gefängnis Mantelupich in Kraków (Krakau) wurde ich mit einem Eisenbahn-Transport mit anderen Polen zur Arbeit nach Deutschland gebracht. Die Fahrt dauerte 32 Stunden. Zu essen bekamen wir ein Stück Brot für einen Tag. Der Transport fuhr von Kraków (Krakau), durch Katowice (Kattowitz), Wrocław (Breslau), Berlin in die „KdF-Stadt“. Am 3. November 1942 erhielt ich einen Lagerausweis mit der Nr. 7 858 auf meinen Namen Stanisław Latacz, geboren am 8. April 1920. Am zweiten Tag arbeitete ich schon in der Fabrik Volkswagenwerk. In die „KdF-Stadt“ wurden wir unter Bewachung vom Bahnschutz transportiert. Auf dem Bahnhof vor der Fabrik blieb der Zug stehen. Wir stiegen aus und mussten in Reihen vor dem Wagen anstehen. Von deutschen Meistern der Fabrik wurden einige Personen für die Arbeit in der Fabrik ausgesucht. Auch ich gehörte zu dieser Gruppe. Die anderen Personen fuhren mit dem Zug weiter.

Im Lager

In den ersten Monaten meines Aufenthalts in der „KdF-Stadt“ lebte ich in den Baracken, die neben den Unterkünften der Italiener standen. Später kamen wir in ein polnisches Lager, das sich hinter dem zweiten Fabrik-Objekt auf der anderen Seite des Kanals befand.
In unserer Unterkunft waren in jedem Raum zwanzig Personen untergebracht. Es gab hier Stühle und Etagenbetten. Zwischen den Betten befand sich ein Schrank, der für zwei Personen bestimmt war. Außerdem standen in der Mitte des Raumes ein Tisch, der zum Schreiben oder Essen genutzt werden konnte, und ein Ofen. Jedoch gab es weder Holz noch Kohle zum Heizen. Am Ende der Baracke waren von beiden Seiten des Raumes Waschbecken und Toiletten installiert.
Dieses Lager war ausschließlich für Männer und wurde von Deutschen verwaltet. Es gab hier einen Lagerführer, zwei SS-Männer mit Hunden, zwei Ukrainer, vier Werkschutz-Männer und einen Polen als Dolmetscher. Das Lager war mit Stacheldraht umzäumt. Die Wachmänner waren mit Gummiknüppeln, Maschinenpistolen und Kurzwaffen aus-

Lagerausweis

gerüstet. An jeder Bekleidung musste das Kennzeichen „P“ angebracht werden. Der Buchstabe war braun und gelb umrandet. Gegen die Deutschen, die das Lager bewachten und verwalteten, habe ich keine großen Einwände, und Kleinigkeiten zählen nicht.

Die Bekleidung wurde in der Fabrik ausgegeben: ein Arbeitsanzug, ein Overall oder eine Hose, eine Bluse, ein Hemd, das seitlich vom Hals geknöpft wurde, und Schuhe auf Holzsohlen. Ein Wechsel der Kleidung erfolgte, wenn sie abgetragen war.

Taktstraße für Flugzeug-Tragflächen, 1941

Täglicher Hunger

Die Verpflegung war so wie in allen Lagern: Mittags gab es eine Suppe, auf einem zweiten Teller drei bis vier kleine Kartoffeln und einen Löffel Spinat, das war alles. Zum Abendbrot bekamen wir 125 Gramm Brot und zwei Würfel Margarine. Die gleiche Menge Brot und Margarine für das Frühstück wurde schon nach dem Mittagessen in der Fabrik verteilt. Überwiegend aßen wir das Brot am gleichen Tag auf, und somit waren wir am anderen Morgen ohne Frühstück und tranken nur den schwarzen, ungesüßten Kaffee. Ich wurde von Tag zu Tag hungriger.

Arbeit in der Fabrik

Freizeit hatten wir wenig, und um 4.00 Uhr morgens mussten wir schon aufstehen. Nachdem wir uns gewaschen und angezogen hatten, legten wir unsere Betten zusammen, fegten unseren Raum und gingen dann zum

Tor, wo wir in Reihen zu vier Personen anstehen mussten. Der Dolmetscher zählte alle Anstehenden und übergab dem Lagerführer eine Meldung. Er überprüfte nochmals alles, und erst danach gingen wir unter Begleitung des Werkschutzes in die Fabrik. In der Fabrik ging jeder an seinen Arbeitsplatz. Um 6.00 Uhr begann die Arbeit und endete um 14.30 Uhr. Wir kehrten jeden Tag jedoch erst um 17.00 Uhr in unser Lager zurück. Nach einem langen Tag konnten wir noch unsere Wäsche waschen oder einen Brief nach Hause schreiben, denn die Post war noch geöffnet.[73]

Das Lager verlassen durften nur die Personen, die Zivilbekleidung hatten und an der Wache eine Erlaubnis bekamen. Jedoch durften wir uns nur bis zu einem Kilometer vom Lager entfernen. Ich habe davon keinen Gebrauch gemacht, denn Freizeit hatten wir nur am Sonntag. Ich hatte keine andere Bekleidung.

Ich arbeitete in einer Halle, wo defekte Flugzeuge repariert wurden. In dieser Abteilung arbeiteten auch Deutsche, Italiener, Belgier, Polen und Russen. Ich reparierte das Steuersystem, angefangen von der Kabine durch die ganze Länge des Flugzeuges. Polen arbeiteten in der ganzen Fabrik vom Kraftwerk bis zur Gemeinschaftsküche.

Ich konnte für einen Monat Arbeit in der Fabrik zwei Kilogramm Brot, Schreibpapier und Briefmarken kaufen. Für mich war der Tag der Auszahlung ein heiliger Tag, denn ich durfte im Lager Brot kaufen und ein Stück mehr essen, als mir zugeteilt wurde.

Hygiene

Einmal monatlich gingen wir gruppenweise in ein Bad. In diesem Bad mussten wir nackt vor einen Arzt treten. Nach Krankheit wurden wir nicht gefragt. Wir wurden lediglich auf Sauberkeit oder Ungeziefer untersucht. Unsere Decken, Kleidung und Schuhe wurden auf Karren gehängt, die in einen heißen Ofen hinein fuhren. Durch Auswirkung der Hitze wurde sämtliches Ungeziefer unserer Bekleidung getötet, was uns zugute kam.

Die Deutschen

Bei der Beschreibung, wie uns die Deutschen behandelten, werde ich nur über meine Erlebnisse berichten. Denn über die Behandlung anderer Personen habe ich keine Lust zu schreiben. Schwierigkeiten hatte ich nur während meiner Inhaftierung in Kraków (Krakau). In der Fabrik Volkswagenwerk und im Lager in der „KdF-Stadt“ behandelte man mich gut. Die Deutschen schätzten gut ausgeführte Arbeit. Mein erlernter Beruf war Tischler. Die Arbeit bei den Flugzeugen, die mir zugewiesen wurde, habe ich leicht bewältigt. Dafür waren die Deutschen mir gegenüber freundlich eingestellt, und es gab auch keinen Streit.

Lager 21 – ein Todeslager

Das Lager 21 war kein Erziehungslager, sondern ein Todeslager. In dieses Straflager wurden vier junge Männer von uns gebracht. Nach ihrer Rückkehr hatte ich die Möglichkeit, sie zu sehen und mit ihnen zu sprechen. Über dieses Thema werde ich nicht schreiben, weil ich dort niemals war. Vielleicht wird Ihnen ein anderer darüber berichten. Adressen von Kollegen habe ich keine, weil ich mit niemandem Kontakt gehalten habe, außer dass mir oft Stefan Żurawicz schreibt. Ich hatte einen nahen Kollegen, der mit mir in der „KdF-Stadt“ zusammen war. Aber als er den Kriege überstanden hatte, kehrte er als Tuberkulosekranker in seinen Heimatort zurück und starb im Alter von 23 Jahren.

Luftschutzbunker

Im Bunker

Nun möchte ich den weiteren Verlauf meiner Erlebnisse in der „KdF-Stadt“ und in der Fabrik schildern. Nach dem dritten Bombenangriff war die Fabrik zu 90 Prozent zerstört.[74] Während dieser Bombardierung befand ich mich in den Luftschutzräumen der Fabrik. Dort erlebte ich eine unbeschreibliche Angst vor dem Tod. Es schien, als wenn unser Leben endete. Das elektrische Licht erlosch, dann erlosch auch die Batteriebeleuchtung. Eine Bombe traf den Luftschutzraum. Der Ausgang wurde zugeschüttet, und die Belüftungsmaschinen kamen zum Stillstand. Im Luftschutzraum hörte man ein Jammergeschrei. Man rief den Herrgott um Hilfe. Es war ein seltsames Gefühl. Es war so, als schaukelten wir auf dem Eis, als fielen wir jeden Augenblick in einen Brunnen.

Zerstörungen im Presswerk

Als die Flugzeuge abgeflogen waren, begann die Feuerwehr mit den Rettungsarbeiten, um die Menschen und auch die schöne Fabrik zu retten. Aus den Luftschutzräumen führte man uns durch eine seitliche Öffnung. Es war ein trauriger Anblick: Die Hallen waren zusammengefallen, die Konstruktion zerbrochen; überall gab es Feuer, Rauch und Wasser, Löcher und Schutt. Alle, die vom ersten Augenblick das Bombardieren überlebten, räumten gemeinsam mit der Feuerwehr die Trümmer weg und retteten alles, was noch zu retten war.

Ein Wunder

Den nächsten Bombenangriff überlebte ich im Jahre 1944. Es war am Karsamstag. Damals wurde unser polnisches Lager bombardiert und ein kleineres Objekt der Fabrik, das hinter dem Lager der Polen lag. Ich erwähne, dass mein Überleben damals wie ein Wunder der göttlichen Vorsehung war. Dieses Ereignis werde ich kurz beschreiben: Als die Bomben auf das Lager fielen, war ich gerade in meinem Raum und hörte das Geräusch der Flugzeuge. Es gab eine Erschütterung und einen Knall der Bomben. Eine Bombe fiel

Im Gemeinschaftslager, 1942

auf unsere Baracke. Sie riss ein riesiges Loch und zertrümmerte das halbe Gebäude, so auch die Wand, an der ich stand. Ich wurde einige Meter hinter die Baracke geschleudert. Die Flugzeuge kamen unverhofft angeflogen, sodass man keinen Alarm auslösen konnte, und im Lager gab es keine Luftschutzräume. Es gab nur welche in der Fabrik. Ich frage mich noch heute, wie ich damals unversehrt bleiben konnte. Kein Erdklumpen, kein Bomben- oder Barackensplitter traf mich. Es war wie ein Wunder! Während dieses Angriffes wurde die Wache auf der Fabrikseite getroffen. Sie wurde dabei völlig zerstört. Was blieb, war nur ein herausgerissenes Loch. Hier wurden damals zwei SS-Männer, zwei Ukrainer, einige Polen und auch zwei Hunde getötet.

Unter Tage im Hils

Nach diesen Erlebnissen und wegen der Zerstörung der Fabrik gab es nicht mehr für alle Personen Arbeit in der Fabrik. So wurde ich mit einer Gruppe polnischer Landsleute in die Gegend von Holzminden gebracht.[75] Im Wald befanden sich Baracken, und in den Felsen unter dem Wald

wurden Tunnel ausgehöhlt, in denen man aus den Fabriken verschiedene Maschinen aufstellte. Im unterirdischen Tunnel war es kalt und draußen war es heiß. Bei der Arbeit an diesem Ort wurde ich total kaputt gemacht. Aus dem unterirdischen Tunnel konnte ich nicht mehr aus eigener Kraft in die Baracken zurückkehren – nur durch Hilfe der Kollegen. Nach einigen Tagen erhob ich mich nicht mehr aus dem Bett. Es war eine göttliche Vorsehung, dass einmal im Monat in den Ort Lenne ein Doktor kam und man mich zu ihm brachte. Ich stand vor dem Arzt, der uniformiert war. Er sah mich an und ließ mich drei Kniebeugen machen. Als ich mich gebückt hatte, konnte ich nicht mehr aufstehen, sodass ich mit Hilfe der dort anwesenden Personen in das Lager nach Lenne gebracht wurde[76], wo schon einige kranke Menschen lagen. Als einen Beweis dieses Vorfalls habe ich aus Arolsen eine Bestätigung meines Namens, die sich in der Ortskrankenkasse in Holzminden befand.[77]

In Neudek

Nach meiner Ausheilung suchten mich meine Meister auf und brachten mich zum zweiten Male weg: in den Ort Neudek. In Neudek arbeitete ich bei der Produktion von Tragflächen für kleine Flugzeuge. Ich nenne meine genaue Adresse: Neudek, Fremdarbeiterlager Egerland Sportplatz Sudetenland Polen 381-11/11.

In Neudek erlebte ich weitere Schrecklichkeiten des Krieges und des Lebens im Lager. Es herrschte ein unglaublich furchtbarer Hunger. Das Lager war hinsichtlich der sanitären Verhältnisse sehr schmutzig. Es war eine Plage. Die Baracken waren voller Läuse und Wanzen, die haufenweise in den Betten, Strohsäcken und in den Fugen der Wände steckten. In einem solchen Strohlager waren wir hilflos, sodass wir auch das Ungeziefer in unserer Kleidung nicht beseitigen konnten. Nachdem wir ein paar Stunden geschlafen hatten, gab es unter uns niemanden mehr, dessen Körper nicht von Läusen und Wanzen restlos zerbissen gewesen wäre. Das Ungeziefer plagte uns sodass wir unsere Geistesgegenwart verloren und uns wie halb tote Menschen bewegten, anders als andere lebendige Menschen. Wer so etwas nicht selbst erlebt hat, wird es kaum glauben.

An den in meinem Notizbuch beschriebenen Frühling habe ich tragische Erinnerungen.[78] Der Frühling in den Bergen, Hügeln und in dem herrlichen Tal von Neudek war besonders schön. Überall auf der Erde ist der Frühling schön. In dieser Umgebung war er besonders eindrucksvoll. Diese schöne Zeit und dieses Tal sind aber auch mit unserem Leiden verbunden. Es ist ein Tal des Weinens, der Not und des Hungers. In diesem Frühling haben wir auch überlegt, was mit uns werden wird. Wir wurden mit langen Stunden der Arbeit gequält und mussten 13 Stunden am Tag arbeiten. Dazu kam noch der Hunger und der deutsche Terror, von dem jeder Mensch auf der Erde erfahren sollte.

Nach einem schweren Arbeitstag mussten wir in die Baracken zurück, wo wir uns nicht einmal mit einigen Stunden Schlaf erholen konnten. Die Wanzen traten in solchen Mengen auf, wie ich es in meinem Leben noch nie gesehen hatte. Sie waren auf den Wänden und auf der Decke, in jeder Fuge, in den Betten und unterhalb der Strohsäcke. Sie waren so zahlreich wie die Ameisen, und dazu kamen noch Flöhe. In einer solchen Umgebung, müde nach der ganztägigen Arbeit, falle ich in den Schlaf, ziehe die gesamte Kleidung aus, nur damit ich ruhig in dem Loch schlafen kann. Ein müder und hungriger Mensch denkt an

sein Zuhause, an die Eltern – diese Erinnerungen sind grausam und schmerzhaft.
Am nächsten Morgen haben wir auf unserer Haut keine einzige Stelle, die nicht Spuren von Wanzenbissen aufweist. Rund um das Lager geht eine verstärkte Wache, die kontrolliert, dass niemand das Lager verlässt oder betritt. Leben kann man hier nicht, und weglaufen kann man nicht. Aus einem solchen Leben ist mancher junge Mann und manches Mädchen in die andere Welt gegangen. Die Anzahl der Schwerkranken erhöht sich von Tag zu Tag. Nur Gott weiß, wie er uns aus dieser Situation retten kann. Wenn es so weiter geht, was wird mit uns geschehen? Jeder beschäftigt sich mit dieser Frage, und seine Augen sind dabei verschleiert durch die Qual. Das ist eine Zeit, die niemand verstehen wird, der sie nicht erlebt hat.
Man muss sich nur gegenseitig anschauen, um sich davon zu überzeugen, wie grausam diese deutsche Knechtschaft ist. Die Menschen gehen vor lauter Hunger, als ob sie betrunken wären. Ihr Gesichtsausdruck ist abwesend, und die Augen haben den Ausdruck des Todes. Von den Häftlingen ist nur ein Schatten übrig geblieben, ohne menschliches Antlitz. Ich sehe das mit eigenen Augen. Dieses Bild erregt mich in der Tiefe meines Herzens. Ich sehe es wie auf der eigenen Handfläche, da ich selbst dabei bin und diese Tragödie gemeinsam mit anderen erlebe. Ich sehe, dass hier eine übermenschliche Kraft anwesend ist. Der Herrgott kümmert sich um mich. Ich hege die Hoffnung, dass er es mir ermöglicht, noch einige Wochen auszuhalten. Obwohl wir vollkommen kraftlos sind, hoffen wir, dass der Krieg nicht mehr lange dauern wird.
In der Nacht vom 7. April 1945 zeigen sich die ersten Zeichen des Frühlings. Geräusche der Artillerie erreichen uns, um unsere Hoffnung zu stärken und um uns zu zeigen, dass sich die Front nähert und mit ihr ein glücklicher Frühling, für den wir mehrere Jahre gebetet und den wir so sehnsüchtig erwartet haben. ●

In der Fabrik ließ die Arbeit nach. Es gab bei Tag und bei Nacht Alarm. In der Gemeinschaftsküche fehlte es an Verpflegung. Wir bekamen nur noch einen halben Liter Suppe zu Mittag und weiter nichts.
Von weit her hörte man das Knallen der Bomben und Kanonen. Die Schüsse verliehen uns Kräfte, um durchzuhalten. Vielleicht wäre der Krieg bald beendet.
Am 15. April 1945 um 23.00 Uhr in der Nacht kamen Militärs der Organisation Todt und durchsuchten unser Lager, wobei sie auch unsere Ausweise kontrollierten. Was sie bei uns suchten, weiß ich nicht. Man konnte bei ihnen eine starke Nervosität feststellen, denn bei jedem Protest wären sie bereit gewesen, auf uns zu schießen. Sie fanden aber nichts Verdächtiges und verließen um 24.00 Uhr unser Lager.

Auf der Flucht

In dieser Nacht um 2.00 Uhr beschlossen wir, mit noch vier Kollegen eine Flucht aus dem Lager Neudek vorzunehmen, ganz gleich, was auch geschieht, und wenn wir am Draht erschossen würden. Ein weiteres Leben war in diesem Lager nicht möglich. Durch das Lager in Neudek verlief ein kleines Bächlein, das nicht ganz mit Stacheldraht umzäunt war. Durch diese kleine Lücke über dem Wässerchen gelang es uns, aus dem Lager Neudek zu flüchten.
Ich werde nun das Ende unserer Flucht aus dem Lager und die Erlebnisse bis zum Ende des Krieges beschreiben: Als wir das Lager verließen, gingen wir einen unbekannten Weg, um Arbeit und Brot zu suchen. Wir gingen am Waldrand entlang bis zum Dorf Mariasorg[79], in der Nähe von der Stadt

Sankt Joachimsthal.[80] Hier verweilten wir einen Tag und zwei Nächte und ernährten uns von ausgegrabenen rohen Kartoffeln, die die Bauern hier am Wald angepflanzt hatten. Nach einer schlaflosen Nacht, denn es war noch kalt, überfiel uns die Angst vor der Polizei oder auch vor den Menschen, die uns vielleicht sehen und bei der Polizei melden könnten. Zusätzlich kam eine Schwäche über mich, sodass ich nicht fähig war, auf eigenen Füßen zu stehen. Die ganze Situation schien zum zweiten Mal hoffnungslos.

Mit letzter Kraft kamen wir aus dem Wald bis ins Dorf, wo wir beim ersten Bauern einkehrten und um Arbeit und Brot baten. Wir bekamen jeder ein Stück Brot, aber zur Arbeit wurden wir nicht angenommen. Der Bürgermeister in diesem Dorf sagte uns, wir sollten uns bei der Polizei in Sankt Joachimsthal melden, danach ins Dorf zurückkehren und dann würde man uns Arbeit geben. Wir hatten keinen anderen Ausweg und mussten uns bei der Polizei melden. Der Bürgermeister von Mariasorg bewahrte uns vor weiterem Unglück und gab uns eine Bescheinigung mit Namen von Bauern, die bereit waren, uns für die Arbeit auf dem Bauernhof aufzunehmen. Mit dieser Bescheinigung gingen wir zur Polizei in Joachimsthal.

Unterwegs trafen wir viele Menschen, darunter marschierende Soldaten. Es herrschte Unruhe. Wir meldeten uns bei der Polizei mit der Bescheinigung vom Bürgermeister in Mariasorg, wo wir angemeldet wurden. Da wir eine gesicherte Arbeit hatten, gab es bei der Polizei keine Schwierigkeiten. Wir bekamen Marken für Zigaretten und andere Ware. Und man trug uns auf, an die Arbeit zu gehen. Die größte Angst lag hinter uns. Wir gingen nicht mehr ins Lager, sondern zum Bauern. Ich wurde für die Arbeit beim letzten Bauern im Dorf eingeteilt.

In einer anderen Welt

Das waren Leute vorgerückten Alters. Sie arbeiteten allein auf dem Hof. Ihr einziger Sohn hatte an der Front in Russland sein Leben verloren. Die Wirtschaft bestand aus einigen Morgen Feld, das mit Ochsen bearbeitet wurde. Ich half bei jeder Arbeit auf dem Hof und auf dem Feld. Die Verpflegung war gut. Ich war bereit, dafür Tag und Nacht zu arbeiten. Es kam mir vor, als lebte ich in einer anderen, wunderbaren Welt. Ich freute mich vor Glück für die Jahre der Arbeit in Deutschland. Ich hatte genug zu essen. Mein Magen war gefüllt. Aber meine ausgehungerten Augen und der Gedanke an den Hunger quälten mich noch längere Zeit. Diesen Lagerhunger verspürte ich noch immer.

Nach drei Wochen Arbeit auf dem Bauernhof – es war am 8. Mai 1945 – kamen meine Kollegen herbeigeeilt mit der Nachricht, der Krieg sei beendet und wir könnten nach Hause zurückkehren. Wir freuten uns, dass wir mit Hilfe Gottes das Lager und den Krieg überlebten. Bei meinem Bauern verrichtete ich die letzten Arbeiten auf dem Feld. Ein paar Tage nach dem Krieg half ich noch Kartoffeln zu stecken. Die Wirtin beobachtete mich manchmal bei der Arbeit und hatte sicher immer ihren Sohn vor Augen. Als ich ihnen sagte, dass wir in die Heimat nach Polen fahren würden, wurde sie traurig und sagte später: „Stachu, bleib bei uns! Dann wirst du unser Sohn.“ Es ist die Wahrheit. Trotz der kurzen Zeit, die ich dort arbeitete, tat es mir leid, diese Menschen zu verlassen. Doch die Sehnsucht nach Zuhause und nach Polen war nicht zu überwinden.

Heimkehr

Für den Weg bekam ich einen älteren Anzug von ihrem Sohn und vierzehn Mark. Als ich fortging, begleiteten sie mich auf dem Hof und verabschiedeten sich von mir

wie von einem eigenen Sohn. Diese Erlebnisse kann man nicht vergessen. Bis heute denke ich gern und in Dankbarkeit an sie. Mein Wunsch wäre, diese Menschen und das Dorf Mariasorg zu besuchen und auch die Lager, wo ich nur durch Gottes Gnaden arbeiten und bis zum Ende des Krieges überleben konnte. Nach fast drei Jahren Arbeit kehrte ich in mein Elternhaus zurück – mit beschädigter Gesundheit, einem geschenkten Anzug und vierzehn Mark, die ich von den Bauern erhalten hatte.

Ich erwähne, dass dies keine Beschreibung der Erlebnisse jeder Woche, jedes Monats oder jedes Jahres ist. Ich habe wahre Vorfälle und Tatsachen in großer Verkürzung beschrieben.

Ich hoffe, dass die beiden jungen Ingenieure, die damals die Reparaturarbeiten bei Flugzeugen leiteten, noch leben oder vielleicht sogar noch in der Fabrik arbeiten. Sie könnten Ihnen vom Leben der Polen in Wolfsburg mehr berichten.

Ich beende die Beschreibung, zu der ich wahrhaftig keine Lust verspürte.

Stefan Żurawicz

Stefan Żurawicz

Stefan Żurawicz, am 13. Dezember 1927 in Goraj bei Lublin geboren, floh als 14-jähriger aus dem dörflichen Elternhaus, um sich den deutschen Besatzungsbehörden zu entziehen, nahm den Namen des Stiefvaters an und arbeitete wie seine Eltern als Tagelöhner, Opfer einer Razzia Anfang Oktober 1942, Transport über Lehrte in die „Stadt des KdF-Wagens“, Hilfsarbeiter in der Flugzeugreparatur des Volkswagenwerks, Verlegung nach Neudek am 30. November 1944, kehrte im Juni 1945 mit einer Behinderung am rechten Unterarm in sein Heimatdorf zurück, bezog als Invalide dritten Grades eine Rente, gestorben in Abramów im Oktober 1995.

Stefan Żurawicz, 1943

Auf der Flucht

Ich wohnte damals im Ort Zastawie, Gemeinde Goraj, Kreis Biłgoraj. Im Herbst 1942 wurde ich bei der Arbeit gefangen genommen. Ich war damals nicht ganz fünfzehn Jahre alt und arbeitete bei der Regulierung des Flusses Biała Łada. Wegen der schwierigen Verhältnisse während der Besatzung war ich gezwungen, schon in so frühen Jahren zu arbeiten. Meine Eltern waren Tagelöhner. Sie besaßen keinen Grund und Boden und lebten nur vom Tagelohn. Ich betone, dass ich zu dieser Arbeit durch die schwierigen Verhältnisse gezwungen war. Allerdings arbeitete ich nicht unter meinem Namen. Ich gab mich nach dem Nachnamen meines Stiefvaters als Kańkowski aus. Diesen Namen trug ich auch im Volkswagenwerk bis zu meiner Rückkehr nach Polen. Erst als ich 1945 nach Polen zurückkam, erhielt ich in Katowice (Kattowitz) eine Heimkehrerkarte für meinen Wohnort, die nunmehr auf meinen richtigen Namen – Żurawicz, Stefan – ausgestellt war. Seitdem führe ich ihn in meinem Personalausweis.

Ich nahm den Namen Kańkowski an, weil mich die Besatzungsbehörden zur Zwangsarbeit nach Deutschland bestimmt hatten und mir dazu eine Karte auf den Namen Żurawicz ausstellten. Ich versteckte mich eine Zeit lang, wo ich nur konnte, um den Verfolgungen durch die deutschen Erfüllungsgehilfen in Person des Bürgermeisters und seiner Helfer zu entgehen. Ich verließ mein Zuhause, versteckte mich in anderen Ortschaften, in Kellern und Kartoffelgruben. Schließlich zwangen mich Not und Hunger, einen anderen Namen anzunehmen und selbst für meinen Lebensunterhalt zu arbeiten. Ich fand Arbeit bei der Regulierung des Flusses Biała Łada in der Gegend um Goraj, in Bononia, in Richtung Wólka Abramowska. Dort arbeitete ich im Rahmen meiner Möglichkeiten, also wie es meinem Alter und meinen Kräften entsprach. Ich verdiente nicht viel. Es war gerade genug, um damals zu überleben. Ich arbeitete in Goraj etwa von Mai bis Anfang Oktober 1942.

Ende September oder in den ersten Oktobertagen 1942 brachen in Goraj an zwei Stellen Brände aus. Die Ursache war unklar. Es sah nach Brandstiftung aus. Gerüchte kamen auf, eine Gruppe Juden sei es gewesen, die den Pogrom im September überlebt hätte. Damals waren die Juden in allen

Dörfern und überall gefangen genommen und auf dem Judenfriedhof in Goraj erschossen worden. Die Brände in Goraj verursachten große Schäden. Viele Gebäude waren betroffen, auch das Lager, in dem das von der Bevölkerung eingetriebene Getreide eingelagert wurde. Dieses Getreide war deutsches Eigentum. Es kursierten Gerüchte, es seien die für die Kontingentierung verantwortlichen Komiteemitglieder selbst gewesen, die den Brand gelegt hätten. Sie hätten das Getreide gestohlen, versteckt und den Brand den Juden in die Schuhe geschoben. Nach dem Brand kam die Gendarmerie und forderte von den Komiteemitgliedern, die Abgabe einer dritten Metze (circa vier Liter) zu unterzeichnen. Sie lehnten ab und erklärten nicht zu wissen, woher sie das Getreide nehmen sollten.

Nur ein paar Tage später wurde Goraj von einem deutschen Strafkommando von allen Seiten umstellt. Das war, glaube ich, am 4. oder 6. Oktober 1942. Viele Menschen wurden festgenommen und auf dem Marktplatz in der Mitte des Dorfes zusammengetrieben. Sie wurden in Gruppen von zehn Personen eingeteilt. 114 von ihnen nahm man mit und schickte sie in das KZ Majdanek bei Lublin. Soweit ich mich erinnere, kehrten nur sehr wenige zurück, vielleicht ein Viertel. Der Rest wurde im Krematorium verbrannt. Von denen, die zurückkehrten, starben viele an Entkräftung, sei es zu Hause oder im Krankenhaus. Nur wenige sind heute noch am Leben.

Der Tag der Razzia

Es vergingen einige Tage seit den Ereignissen in Goraj. Für unsere Arbeit in der Flussmelioration gab es lange keinen Lohn. Allerdings gab es mehrfach einen Vorschuss, sodass man sich Hoffnungen machen konnte, die Lohnauszahlung würde in den nächsten Tagen erfolgen. Da die Büros des Bau- und Regulierungsunternehmens sich direkt in Bononia an unserem Arbeitsplatz befanden – in Häusern, die zur Mühle und früher Juden gehörten (zum Beispiel dem Juden Lichter) –, dachte man bei jedem Wagen, der vorfuhr, er würde das Lohngeld bringen. Während wir auf die Lohnauszahlung warteten, sahen wir von unserem Arbeitsplatz aus ein Auto vor das Büro fahren. Die Aufseher ließen uns vor das Büro kommen, was diejenigen, die in der Nähe arbeiteten, auch taten. Bald standen viele Leute dort. Von der anderen Seite kamen die Deutschen und die Gendarmerie aus Biłgoraj. Sie umstellten das Gelände. Es gab nun für uns keine Fluchtmöglichkeit mehr. Die folgende Razzia entsprach einer Vergeltungsaktion für die Geschehnisse in Goraj. Es arbeiteten dort viele Leute aus Goraj, die auch registriert waren. Ich möchte erwähnen, dass man nur die Leute mitnahm, die sich in der Nähe des Büros aufhielten. Diejenigen, die in weiter entfernt liegenden Abschnitten waren, flüchteten durch das Flussbett, als sie die Razzia bemerkten. Von den Umstellten und Gefangenen nahm man damals – es war der 8. oder 9. Oktober 1942 – circa vierzig Personen mit, darunter auch mich. Man nahm nur junge Leute oder Personen mittleren Alters, die Älteren nicht.

Die Deutschen beschafften Fuhrwerke aus einem an Bononia grenzenden Dorf, die sie den Bauern wegnahmen. Unter bewaffneter Aufsicht wurden wir auf die Fuhrwerke verladen und in die Kreisstadt Biłgoraj gebracht. Es war tiefe Nacht, als wir ankamen. Wir wurden in einen Keller untergebracht, der sich unter dem Quartier der Gendarmerie befand, wie sich später herausstellte. Wir blieben die ganze Nacht hungrig, weil man uns nichts zu essen gegeben hatte. Am nächsten Tag wurden wir in ein Übergangslager nach Zamość gebracht. Ich erinnere mich nicht mehr, ob mit Autos oder mit der Eisenbahn. Ich erinnere mich

auch nicht mehr genau, wie lange wir dort blieben. Aber es waren wohl drei oder vier Tage.
Wir ernährten uns davon, was unsere Eltern uns zukommen ließen, die uns nachgefahren oder sogar nachgegangen waren, als sie von unserer Gefangennahme erfahren hatten. Kaum ein Gefangener trug festes Schuhwerk, denn am Tag der Razzia war es warm gewesen. Man war barfuß zur Arbeit gegangen, weil Schuhe so schlecht zu bekommen waren. Auch die leichte Drillich-Kleidung war unpassend. Ich möchte hinzufügen, dass die Eltern oder andere Angehörige, die nach Zamość gekommen waren, nur das mitbringen konnten, was sie selber hatten: Schuhe, Kleidung, Lebensmittel. Je nach Vermögensstand brachte der eine mehr, der andere weniger. Jeder versuchte, den Seinen auf dem ungewissen Weg zu helfen.

„Ins Ungewisse“

Es war Herbst. Unterwegs wurde es kälter. Einige hatten keine Schuhe. Als wir von Zamość nach Lublin transportiert werden sollten, machten die uns eskortierenden Deutschen es den Eltern und Bekannten am Bahnhof schwerer, uns Lebensmittel, Schuhwerk und Kleidung zu geben. Ich sah, wie ein Vater, als er seiner Tochter oder seinem Sohn etwas reichen wollte, von einem Gendarmerieoffizier geschlagen und getreten wurde. Der Offizier schlug ihn nicht nur mit der Hand, sondern auch mit seiner Armprothese. Seinen Arm hatte er 1939 an der polnischen Front verloren. Er trat den Vater mit Füßen und beschimpfte uns als „polnische Schweine“ und anderes mehr, wie „Banditen“ oder „Rindviecher“. Wir reagierten nicht. Wir bedeuteten damals ja nichts.
Massenweise Leute wurden verladen, teils in Personenwaggons, teils in Güterwaggons, die zuvor Kohle oder Kalk transportiert hatten und nun auf Befehl zur Verfügung gestellt wurden. So kamen wir in ein Übergangslager nach Lublin. Es war mit Stacheldraht umzäunt und wurde von den Deutschen, aber auch von polnischen Polizisten bewacht. Viele Leute aus allen Himmelsrichtungen wurden in dieses Lager gebracht. Essen gab es zweimal am Tag: morgens Kaffee und etwas Brot mit Marmelade, abends etwas kalorienarme Suppe. Wer noch Geld zum Einkaufen besaß, versuchte, es jemandem aus der Stadt Lublin zuzustecken, wenn der Wärter gerade nicht aufpasste. Wenn man Glück hatte, war derjenige ehrlich und brachte tatsächlich Brot, Rasierzeug, Briefe, Zigaretten oder anderes mit. Häufig gingen die Sachen jedoch verloren, wurden nicht ausgehändigt oder man traf auf einen bösen Wärter, der die besseren Sachen für sich behielt und den Rest wegwarf.
Es gab auch Fluchtversuche, bei denen viele erschossen wurden. Manchen gelang es, erfolgreich zu fliehen und in der Stadt in der Menge unterzutauchen. Die Gefassten wurden weggebracht. Keiner wusste wohin. Wenn ich heute an diese Zeit zurückdenke, erinnere ich mich, dass ganze Familien in diesem Lager waren: Väter und Mütter mit Kindern zwischen zehn und vierzehn Jahren, Jungs wie ich, von ihrer Familie getrennt, Mädchen, junge und ältere und auch junge und ältere Männer. Es gab Gefangene, die Volkslieder und Vorkriegsschlager sangen und weinten. Heimlich sangen sie sogar neu komponierte Okkupationslieder. Sie vertrieben sich die Zeit und verdrängten ihre Sorgen. So ging es eine Woche lang, und dauernd kamen neue Leute an.
Eines Tages begann die Selektion. Man zählte uns und teilte uns in Gruppen auf. Einige wurden auf Autos verladen und weggebracht. Ins Ungewisse! Eine Gruppe, die zur Arbeit nach Deutschland sollte, wurde zum Bahnhof gebracht.

Unsere Gruppe aus Goraj wurde in Autos verladen. Man brachte uns, warum auch immer, in das Lager in Majdanek. Wir arbeiteten bis Mitte Dezember in einem Kommando. Die Ernährung war schlecht. Wir mussten täglich auf den nahe gelegenen Gutshöfen bei der Kartoffel- und Zuckerrübenernte helfen. Das Lagerleben überstand ich, weil ich klein war. Die Älteren wurden wegen jeder Kleinigkeit geschlagen, zum Beispiel, wenn sie Gemüse und Kartoffeln vom Feld mitnahmen, die sie kochen wollten. Viele wurden krank, kamen aufs Revier und wurden schließlich im Krematorium verbrannt.

So dauerte unsere Arbeit bis Mitte Dezember. Eines Tages wurde ein großer Teil der Leute von unserem Feld aufgehalten und von den anderen getrennt. Sie mussten nicht zur Arbeit. In dieser Gruppe waren auch ich und meine Gefährten aus Goraj. Man las unsere Namen vor und sagte, dass wir unsere Sachen aus dem Depot holen und uns dann melden sollten. Wir besaßen nur das, was wir am Körper trugen. Wir wussten nicht, was mit uns wird. Wohin bringen sie uns? Vielleicht in die Freiheit?

Es zeigte sich bald, dass wir nicht in die Freiheit entlassen wurden, sondern wir wurden zusammen mit anderen Leuten zum Bahnhof gebracht und einem Transport zugewiesen, der uns zur Zwangsarbeit nach Deutschland brachte. Das begriffen wir erst in dem Moment, als wir nicht freigelassen wurden.

Wir und viele Menschen, die schon am Bahnhof waren, wurden in Güterwaggons gepfercht. In den Waggons litten die Menschen an Luftmangel, der durch den Staub und anderes Unerträgliches verursacht wurde. Denn die eingeschlossenen Leute mussten ihre Notdurft verrichten, wo und in was sie nur konnten. Aus einem anderen Waggon bekamen wir etwas Brot und Marmelade. Die Fahrt wurde häufig unterbrochen. Wir blieben eingeschlossen und wurden von bewaffneten Deutschen bewacht. Man öffnete den Waggon nur, wenn die Lokomotive Wasser tankte. Auf unsere Bitten hin erhielten wir etwas von diesem Wasser. Das vollzog sich unter Aufsicht mehrerer Leute pro Waggon. Das Wasser wurde in Behältern oder in Marmeladeneimern unter uns verteilt. Solange wir noch über polnisches Gebiet fuhren, konnten einige Leute uns versorgen, wenn der Zug stoppte. Sie warfen oder reichten etwas Essen durch die Waggonfenster, die mit Draht und Brettern vernagelt waren. Wir schoben sie nur unter Angst zur Seite. Die kleine Menge Lebensmittel, die wir besaßen, ging rasch zur Neige. Viele riefen nach Brot und Wasser. So fuhren wir bei Hunger und Kälte. Es war kalt in den Waggons. Als wir auf deutsches Gebiet kamen, half uns niemand mehr. Die Menschen schauten uns hasserfüllt an und waren neugierig, wie wir denn aussähen. Gerade die jungen Deutschen waren überzeugt, dass wir etwas Tierisches oder Ähnliches an uns hätten.

Nach diesem schwierigen Transport, der ungefähr eine Woche dauerte, kamen wir ans Ziel: die Stadt Lehrte, etwa 30 Kilometer von Hannover entfernt. Wir wurden in ein Lager eingesperrt: Baracken mit nackten Holzpritschen, Betten mit Kopfkeil ebenfalls aus Brettern, ohne Bezug oder Bettzeug, mit zwanzig bis dreißig Menschen in einer Stube. Lehrte war ein Sammelpunkt für Polen, die in verschiedenen Teilen Polens aufgegriffen worden waren. Wir bekamen zweimal am Tag zu essen: 150 bis 200 Gramm Brot, kalorienarme Suppe aus Kohlrüben oder altem Kohlrabi und etwas Kaffee ohne Zucker zum Brot. In diesem Lager waren wir drei bis vier Tage.

Täglich wurden wir zur Arbeit herangezogen, zum Ausladen von verschiedenem Material am Bahnhof wie Kohle, Zement

und Ähnlichem oder zur Arbeit bei den benachbarten Bauern. Zum Bauern fuhr jeder gern, in der Hoffnung auf besseres Essen als im Lager. Andere machten Ordnung im Lager. Es war verboten, das Lager zu verlassen. Nach dem vierten oder fünften Tag wurden wir alle auf den Platz gerufen. Wir dachten schon, es gehe nun zu einem neuen Bestimmungsort. Einige Deutsche, Bauern, aber auch andere Herren in Zivil, Ingenieure, Leiter verschiedener Baufirmen und Chefs von Fabriken warteten schon. Die Herren suchten so viele Leute aus, wie sie brauchten. Auch die Bauern nahmen jeweils zwei mit, denn es waren teils Familien da, teils einzelne Personen. Andere gingen gruppenweise zu Firmen, Fabriken und Bauunternehmen. Ich schloss mich mehrfach den Gruppen an, die zu den Bauern gingen, aber man holte mich immer wieder heraus, weil ich zu klein war. Am Ende wurden auch wir von einem wirklichen Chef ausgesucht. Wir waren 300 bis 400 Personen, Männer und Frauen. Man führte uns zum Bahnhof. Wir stiegen in Waggons ein und fuhren drei bis vier Stunden.

In der „Stadt des KdF-Wagens“

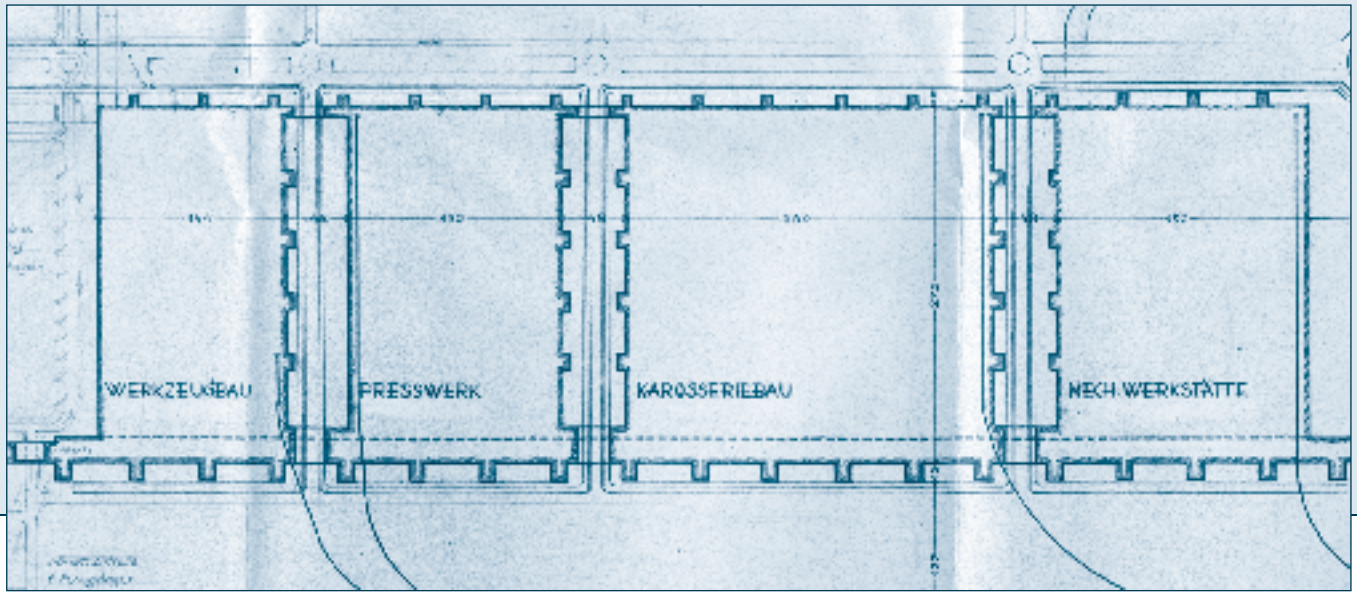
Als wir am Bahnhof ankamen, wurden wir zu Baracken geführt, die mit Stacheldraht umzäunt waren. Die Baracken waren in Stuben für jeweils 24 Personen eingeteilt. Sie waren ausgestattet mit Etagenbetten für jeweils zwei Personen, mit einem Strohsack als Kopfteil, den wir mit Holzwolle füllten, sowie mit zwei Decken. Pro Stube gab es vier bis fünf Hocker, einen Holztisch aus einfachen Brettern sowie etwa zehn Waschschüsseln. Diese Schüsseln waren auch zum Waschen der Wäsche gedacht. Die Wäsche wuschen wir selbst. Das Wasser erhitzten wir auf einem eisernen Ofen, der mitten in der Stube stand. Wir hatten warmes Wasser nur in einem gemeinsamen Waschraum in einer gesonderten Baracke mit etlichen Wasserhähnen an der Wand und einem langen, trogförmigen Abfluss. Wäsche wurde der Reihe nach gewaschen. Das Wasser wurde mit einer kleinen Portion Waschpulver erhitzt, weil das Waschmittel nur in geringer Menge zugeteilt wurde. Auch von der Kohle gab es nur einen Eimer pro Tag. Wie wir erfuhren, hieß der Ort „Stadt des KdF-Wagens“, Kreis Gifhorn, so lautete die volle Adresse.

Nicht weit von uns entfernt befand sich ein Lager für russische Kriegsgefangene. Sie waren mit doppeltem Stacheldraht umzäunt und wurden Tag und Nacht bewacht. Wir sahen das Lager auf unserem Weg zur und von der Arbeit. Soweit das Auge reichte, gab es Baracken für verschiedene Nationalitäten, die durch das „Dritte Reich“ besiegt worden waren und in der Fabrik arbeiteten, von der ich erzähle. In der Fabrik arbeiteten ca. 25 000 Ausländer, Zivilisten und Kriegsgefangene wie Franzosen, Belgier, Dänen, Griechen, Russen sowie Italiener und noch viele andere Nationalitäten. Die Fabrik hieß „Volkswagenwerk“.

Im Volkswagenwerk

Auch wir, die Neuankömmlinge, wurden durch die Wache in die Fabrik geführt und einzelnen Abteilungen zugewiesen. Die Fabrik war in Abteilungen und Hallen eingeteilt. Eine Abteilung für die Reparatur von Flugzeugrümpfen und -tragflächen, weiter ein so genanntes „Presswerk“, wo man Seitenteile für Autos formte und vieles andere. Im Presswerk wurden auch Landminen und Wasserbomben hergestellt.[81] Nebenan gab es eine Autoabteilung, den so genannten „Karosseriebau“. Es gab noch eine Abteilung für Mechanik und viele andere, die mir unbekannt waren.

Ich wurde der Abteilung für die Reparatur von Flugzeugrümpfen und -tragflächen zugewiesen. Ich arbeitete mit



Grundriss Volkswagenwerk, 1939

drei Italienern, einem Dänen, zwei Russinnen aus Charkow und Zaporoz sowie mit zwei Polen zusammen. Unsere Vorgesetzten waren Deutsche: der Abteilungsleiter, ein Meister und ein Vorarbeiter. Ich erinnere mich noch teilweise an die Namen. Die Italiener hießen Davido – den Nachnamen weiß ich nicht mehr – und Vincenzo Ciconetti. Die Deutschen hießen Meister Fritsche, Emil Michel und der Chef Grunig oder Grönig, die Russinnen Tatjana Kawajewa und Maria Majstrenko, die Polen Henryk Ostapowicz und Marian Glowniak.[82] Zunächst gab es eine Probezeit. Wir machten uns mit den Einrichtungen und der Werkzeugausgabe vertraut. Nach der Probezeit wurde ich zur Montage der Maschinengewehre abgestellt. Sie wurden vorne beim ersten Piloten wie auch am Heck montiert. Auch unter dem Rumpf musste ich eine kleine Kanone oder ein Maschinengewehr für den so genannten „unteren Schützen“ montieren. Wir arbeiteten auch an den Halterungen, an denen die Bomben hingen. Um ihre Effektivität zu prüfen, wurden Versuche mit Holzbomben gemacht.

Ich komme noch einmal auf die Fabrik zurück: Mir sind die Schwimmfahrzeuge eingefallen, die dort hergestellt wurden. Die Deutschen hatten hinter der Fabrik einen See, um die fertigen Fahrzeuge zu testen. Es wurden in der Fabrik auch die Bomben V1 und später V2 gebaut, an denen nur Deutsche arbeiteten.[83] Sie sangen auf ihrem Weg zur Arbeit. Ausländer wurden nur bei der Verladung der fertigen Verpackungen auf Waggons eingesetzt. Das geschah dort, wo Schienen die Fabrik mit dem nahe gelegenen Bahnhof verbanden.

In der Fabrik arbeiteten viele Ausländer. Am schlimmsten wurden die Russen, Zivilisten und besonders die Kriegsgefangenen behandelt. Auch die Polen, ob Kriegsgefangene oder Zivilisten, wurden wie die Russen behandelt. Französische Gefangene und Zivilisten wurden besser behandelt.

Sie bekamen Pakete vom Roten Kreuz. Alle Nationalitäten befanden sich unter der Fürsorge des Roten Kreuzes. Nur für Russen und Polen galt das nicht. Sie waren ihrem Schicksal überlassen ohne jede Hilfe. Später teilten die italienischen Kriegsgefangenen des Generals Badoglio, der Mussolini verraten hatte, das gleiche Schicksal.[84] Man brachte sie in Massen herbei und verfolgte sie unbarmherzig auf Schritt und Tritt. Hungrig und verarmt verkauften sie ihre letzten Sachen, wie zum Beispiel Ringe, ja sogar Trauringe, um zu überleben. Viele haben nicht überlebt, wie wir sahen. Sie waren von Hunger ausgezehrt und mussten schwerste Arbeit leisten. Sie wurden bei Erdarbeiten für die Kanalisation und bei anderen Vorhaben eingesetzt. Wenn einer von ihnen nach einer Pflanze oder nach Gemüse griff, wurde er auf der Stelle erschossen. Vielen wurde das angetan.

Im Lager

Ich werde über das Leben der Polen im Lager der „Stadt des KdF-Wagens" berichten. Wir waren in Baracken mit Stuben für jeweils 24 Personen untergebracht. Jede Stube hatte ihren Stubenältesten. Alle Bewohner der Stube waren verpflichtet, dem Befehl des Lagerführers zu gehorchen. Da der Stubenälteste ebenfalls ein Pole war, hat er keine Anzeigen getätigt und nie etwas gesehen. Wenn ein Kamerad etwas zu essen gestohlen oder gekauft hatte, hätte der Stubenälteste das eigentlich melden müssen. Aber es herrschte brüderliche Solidarität.

Über das Stehlen werde ich nun erzählen: In der Nähe unserer Stube waren zwei Baracken, eine mit Möhren, eine mit Kohl. Viele der Kollegen und sogar ich selbst gingen zu diesen Baracken, um etwas mitzunehmen. Wir kletterten durch das Fenster, um mit den Möhren unseren Hunger zu stillen. Wem sie gehörten, weiß ich nicht. Sie gehörten vermutlich zu unserer oder einer anderen Küche. Jeder ging mit Angst dorthin. Wir versteckten das gestohlene Gemüse im Strohsack oder im Kopfkeil. Später aß man es roh, oder es wurde an einem Draht befestigt und im Ofen gebraten. Die Freude über die Möhren und den Kohl währte nicht lange. Es gab Durchsuchungen in den Baracken. Manchmal wurden größere Vorräte in den Strohsäcken gefunden. Diese Kameraden wurden dann für zwei Monate in ein Straflager gebracht, das man mit einem Konzentrationslager vergleichen könnte. Wer zurückkam, rührte nie wieder eine Möhre an, selbst wenn sie ganz oben lag.

Ähnliches geschah bei den Kartoffeln, die ungefähr drei Kilometer entfernt auf den Feldern wuchsen. Einige meiner Kollegen stiegen durch den Drahtzaun, wenn der Wächter nicht aufpasste. Sie gingen mehrmals mit kleinen Säcken und brachten die Kartoffeln unter ihrer Kleidung versteckt ins Lager. Später wurden die Kartoffeln dann gekocht oder gebraten. Einmal war auch ich dabei. Aber als ich die Verluste und die Löcher in den Feldern sah, ließ ich es bleiben. Nach kurzer Zeit meldete es der Bauer der Polizei, die in der Folgezeit aufpasste und noch einige Kollegen erwischte. Diese wurden sofort für vier Monate in das Straflager nach Braunschweig gebracht.[85] Sie kamen als lebende Leichen zurück.

Von Dezember 1942 bis Mai 1943 waren wir in den Lagern der „Stadt des KdF-Wagens". Dann wurden wir in ein Lager für Polen verlegt, wo bereits Frauen waren. Frauen und Männer waren getrennt untergebracht. In diesem Lager lebten wir in den gleichen Verhältnissen wie zuvor. Wir standen also unter der Aufsicht des Lagerführers und seiner uniformierten und bewaffneten Helfer und der Ukrainer, die auch Wachhunde hatten. Das Lager war mit Stacheldraht eingezäunt, mit einer „Wache" für die Wächter, die

Dienst hatten. Ich möchte erwähnen, dass jeder Pole und jede Polin ein „P“ tragen musste, sichtbar angenäht, nicht abnehmbar. Ohne das „P“ gab es Schläge und Strafen. Jeder musste auf der Wache beim Rein- und Rausgehen den Ausweis und die Fabriknummer vorzeigen. Auf dieser Grundlage wurden dann Strafen für verschiedene Vergehen erlassen: Strafe wegen des „P“, wegen des Schmuggels von Lebensmitteln, wenn es mehr war als die zugeteilte Ration, oder für das Verlassen des Lagers über den Drahtzaun und nicht durch das Tor.[86] Es drohte das Straflager. Ich möchte erwähnen, dass es zwei Ukrainer bzw. Weißrussen gab, über die wir später von anderen Weißrussen, die aus derselben Gegend kamen, Näheres erfuhren. Sie erzählten uns, dass sie ihre eigenen Eltern oder andere Familienangehörige wegen Waffenbesitzes bei den Deutschen angezeigt hatten. Die Eltern und Familien wurden dann erschossen. Sie selbst gingen in deutsche Dienste. Die Ukrainer trugen schwarze Uniformen und behandelten uns noch schlimmer als die Deutschen.[87]

Der Stellvertreter des Lagerführers mochte die Polen am wenigsten. Er war jung und hatte bereits eine Hand an der polnischen Front verloren. Er gab die meisten Befehle uns zu schlagen und uns auf Schritt und Tritt mit Hunden zu hetzen, auch wenn ihm nur ein Blick missfiel. Er machte die Inspektionen immer mit Ukrainern und in Begleitung von Hunden. Im Lager schlug und erniedrigte er uns, wobei er immer neue Gründe erfand. Er jagte uns aus der Baracke und ließ uns zur Strafe laufen, aufstehen und hüpfen wie beim Militär. Vor der Arbeit bemühte sich jeder, sein Bett möglichst gut zu machen. Aber wenn der Stellvertreter des Lagerführers schlechte Laune hatte, befahl er, Strohsäcke und Decken in die Mitte des Raumes zu werfen und sogar auf den Hof. Dafür ordnete er dann für die Stube, in der er das durchgeführt hatte, harte Strafen an, ließ uns antreten, jagte uns hin und her und schlug uns wieder und wieder. Nach dem Umzug wohnten wir nicht weit von der Gießerei entfernt, deren Mauern bereits standen. Ich erwähne das deshalb, weil wir bei Alarm oder Flugzeugangriffen zur Gießerei getrieben wurden. Das war meistens in der Nacht. Wir wurden aus unseren Baracken getrieben und geschlagen, damit wir schneller durch das Tor gingen. Wir flüchteten auch unter dem Drahtzaun hindurch auf Wiesen, die sich gegenüber dem Lager befanden. Dort versteckten wir uns bei großen Angriffen in Kanalisationsrohren, die recht breit und nicht sehr nass waren. Die Flugzeugangriffe dauerten manchmal drei bis vier Stunden und waren quälend und erschöpfend. Da wir nach zwölf Stunden Arbeit Erholung brauchten, schliefen wir oft ein und überhörten die Entwarnung. Wenn wir dann aufwachten und aus den Fabrikmauern oder den Wiesen zurück durch das Tor gingen, wurden wir mit Peitschen und Gummiknüppeln geschlagen und von den Hunden gebissen.

Die Luftangriffe, die uns wie auch die Deutschen ein paar Mal am Tage und in der Nacht quälten, gingen über uns hinweg und schlugen weiter entfernt ein. Bei den Angriffen hörten wir den Lärm der Flugzeuge über uns sowie die Flugabwehrgeschütze, die auf sie schossen. Wir sahen die Lichtkegel der Scheinwerfer. Die Flak war überall um die Stadt herum in Stellung, auch auf dem Dach unseres Volkswagenwerks.

Auf dem Dach unserer Fabrik waren mehrere Flakstellungen, in denen sich die Deutschen bei Alarm positionierten und ihre Uniformen anzogen. Bei der Flakbedienung waren auch mein Vorarbeiter und viele aus anderen Abteilungen und Hallen dabei. Wenn wir in der Fabrik arbeiteten, mussten wir während eines Alarms in die Bunker, die sich

unter der Fabrik befanden, nach Nationalitäten getrennt. Die Bunker fassten vierzig bis fünfzig Personen. Die Decken waren aus 2,5 Meter dickem Stahlbeton. Wir wurden hinein gejagt und hinter Stahltüren, die mit Gummi beschichtet waren, eingesperrt. Drinnen gab es eine Glühbirne und einen Ventilator. Eingeschlossen hinter einem Vorhängeschloss schauten wir immer wieder zur Decke hinauf, ob sie noch ganz sei, wenn die Flugzeuge vorüber flogen. Ich muss hinzufügen, dass wir von außen von der Feuerwehr bzw. vom Werkschutz bewacht wurden.

Essen in der Fabrik

Die Verpflegung war schlecht. Nur zur Begrüßung bekamen wir ein reichliches Abendessen: eine große Schöpfkelle Nudeln. Später gab es trübe, kalorienarme Suppen aus halb verfaultem Kohl, Steckrüben und holzigem Kohlrabi und Möhren. Außerdem stank es aus der Küche; das Essen war ungenießbar. Erst nach einigen Klagen wurde etwas mehr auf Sauberkeit geachtet.

Die Arbeit in der Fabrik fing um 6.30 Uhr an. Um 4.30 Uhr wurden wir geweckt, um 5.30 Uhr war Abmarsch zur Fabrik, damit wir der Reihe nach durch die Wache gehen konnten. Wir mussten die Arbeitskarten stechen, die an der Mauer unserer Abteilung befestigt waren. Man musste sie vor Arbeitsbeginn herausnehmen, in die Uhr stecken und stechen. Sie wurden nach Arbeitsbeginn eingesammelt und kontrolliert. Wenn die Karte nicht gestochen war, rief man im Lager an, um festzustellen, warum derjenige nicht zur Arbeit kam. Sofort kam die Werkspolizei. Wer krank war, wurde zum Werksarzt geschickt und auf das Krankenrevier gebracht, bei ernsthafter Krankheit in das städtische Krankenhaus. Wer aber nicht ernsthaft krank war und kein Fieber hatte, wurde geschlagen, der Sabotage beschuldigt und unverzüglich und kommentarlos in ein Straflager gefahren.

Unsere Arbeit fing um 6.30 Uhr an und dauerte bis 8.45 Uhr. Dann war Frühstück. Allerdings nur für die Deutschen; sie verspeisten ihre Brote und tranken Kaffee aus Thermoskannen. Wir hatten nichts zu essen und schauten nur zu, wobei uns der Speichel im Mund zusammenlief. Warum ich das erzähle? Für uns gab es nur schwarzen, ungesüßten Kaffee, der in einem Fass gebracht wurde. Davon tranken wir etwas und warteten auf das ersehnte Mittagessen um 12.45 Uhr, das eine Glocke laut ankündigte. Zum Mittagessen lief ich durch zwei Hallen etwa 1 000 Meter oder noch mehr. Die Küche und unser Essraum befanden sich unter dem Presswerk. Die Essräume der Ausländer waren nach den verschiedenen Nationalitäten unterteilt. Die Deutschen hatten ihre Kantine oben neben den Arbeitshallen.

Bis ich am Essraum ankam, war dort schon eine lange Schlange. Manchmal schaffte ich es nicht, zu Ende zu essen. Und wenn mich mal ein Kollege vorließ, damit ich schneller das Essen bekam, kam ein Ordner – es gab solche unter den Schlesiern – und schlug und jagte mich wieder ans Ende der Schlange. Diejenigen, die in der Nähe des Speisesaals arbeiteten, waren schneller zur Stelle. Ihnen reichten die 45 Minuten Zeit vollkommen. Andere, wie auch ich, mussten das karge Essen herunterschlingen und rennen, um rechtzeitig zurück zu sein. Bei der Rückkehr empfahl es sich nämlich nicht, dem Werkschutz zu begegnen. Es gab dann Schläge und bei wiederholter Verspätung drohte das Straflager. Wenn der Meister ein überzeugter Hitleranhänger war, konnte er ebenfalls petzen. Er verständigte dann die Polizei per Telefon, und danach gab es Schläge und viele unangenehme Beschimpfungen.

Beim Mittagessen gab man die Marke „Mittag“ ab und erhielt dann eine Portion Suppe, einen guten Liter aus Kohl, Möhren, Steckrüben und altem holzigen Kohlrabi. Kartoffeln sah man in der Suppe nicht. Wenn man aber einmal drei oder vier Pellkartoffeln mit etwas Soße bekam, dann war es keine Soße, sondern eine mit etwas Mehl angedickte Flüssigkeit. Manche pellten die Kartoffeln nicht, sondern aßen sie mit Schale, um etwas mehr zu haben. Die Kartoffeln waren oft ungenießbar, wurmstichig oder verfault.

Danach warteten wir wieder auf das Abendessen, das es um 18.30 Uhr gab. Nach Arbeitsschluss legten wir das Werkzeug zusammen und alle, die wie ich weiter weg von der Küche und dem Speisesaal arbeiteten, rannten los, um sich möglichst schnell in der Schlange anzustellen. Zum Abendessen gab es eine Schöpfkelle sehr dünner Suppe und 150 bis 200 Gramm Brot, was zur Hälfte für die Suppe sein sollte und zur Hälfte für das nächste Frühstück. Dazu gab es Margarine, so viel wie zwei Zuckerwürfel, und eine Scheibe Blutwurst oder ersatzweise etwas Marmelade. Jeder aß alles schon zum Abendessen auf und war weiterhin hungrig. Warum? Nun, die Suppen waren kalorienarm und mit etwas Margarine angemacht. Von tierischen Fetten oder von Milchprodukten war keine Rede. Keine Milch, Butter oder Eier. Und so kam nach einer hungrig verbrachten Nacht der nächste Tag ohne Frühstück, dann das ersehnte Mittag- und Abendessen. So vergingen die Tage in Hunger und Erschöpfung.

„Immer in Eile“

Nach dem Abendessen gingen wir Polen in einer Gruppe durch die Wache. Oft mussten wir auf die Russen warten, von denen es Tausende gab. An der Wache gab es Kontrollen durch Wachmänner mit Leibesvisitationen wegen geschmuggelten Fabrikmaterials. Man suchte auch Lebensmittel aus der Küche oder nach Sachen, die man von Deutschen oder anderen Ausländern gekauft oder bekommen hatte. Man konnte beispielsweise Tabak und Zigaretten gegen Lebensmittel tauschen. Manche bekamen den Tabak in Paketen von zu Hause geschickt. Die Tabakblätter waren in trockenem Brot versteckt. Ein Paket kam ein oder zwei Mal alle drei Monate, denn die Pakete brauchten lange aus Polen und kamen manchmal nicht an. Nach allen Kontrollen und dem ganzen Warten kamen wir gegen 21.00 Uhr zu unseren Baracken. Wir waren immer in Eile, um schnell vom Abendessen zu den Baracken zu gelangen, wozu wir durch unsere Gruppenleiter angetrieben wurden. Sie begleiteten uns auf dem Weg zur Fabrik und auf dem Rückweg in unsere Baracken.

Einmal vergaß ich, nach der Arbeit einen Schraubendreher und einen runden Spiegel, der zum Befestigen von Schrauben und Muttern an schwer einsehbaren Stellen benötigt wurde, in die Werkzeugkiste zurückzulegen. Ich hatte die beiden Sachen sichtbar in der Tasche meines Arbeitsanzuges. Als ich durch die Wache ging, bemerkte es ein Wachmann. Er schob mich ins Innere der Wache, schlug mich und fragte, was das solle und wozu ich es genommen hätte. Ich antwortete, ich hätte es in der Eile vergessen. Der Umstand, dass die Sachen nicht versteckt, sondern für alle gut sichtbar waren, rettete mich. Man glaubte mir und befahl, mich am nächsten Morgen zu melden, um die Sachen mitzunehmen. Mein Name bzw. meine Fabriknummer wurden notiert, und man teilte mir mit, dass mich, wenn sich dies wiederholen sollte, das Konzentrationslager erwarte.

Hygiene

Wir kamen spät in die Baracken zurück und mussten noch den Saal sauber machen. Dienstags, donnerstags und samstags wurde der Fußboden gewischt, immer zwei Mann der Bettreihe nach. Gefegt wurde jeden Tag, aber nur von einem Mann, der Bettreihe nach. Wir mussten auch unsere Wäsche waschen, schmutzige Hemden, Unterwäsche und die Arbeitsanzüge. Wir erwärmten Wasser auf dem Kohleofen, der in der Mitte der Stube stand. Auf dem Ofen fand nur eine Schüssel Platz, um das Wasser mit der Wäsche aufzuwärmen. Es gab nur einen Eimer Kohle pro Tag. Auch Waschpulver und Seife zum Waschen waren nur in kleiner Menge vorhanden. So war es kein Wäschewaschen, sondern bloß ein Verschmieren. Dabei war das Wäschewaschen Pflicht, sonst wären wir in eine noch schlimmere Situation geraten, wie Verlausung oder Krankheiten wie Typhus und andere. Darüber hinaus wurden die Baracken desinfiziert, um eine Verlausung zu verhindern.

Einmal im Monat wurden wir in ein etwa drei Kilometer entferntes Bad getrieben. Es war immer Sonntagvormittag. Wir gingen in Gruppen. Wenn es kalt war, hüllten wir uns in Decken ein. Die Decken und unsere Kleider gingen in die heiße Desinfektionskammer, um die sich vermehrenden Insekten zu vernichten. Im Bad war das Wasser erst warm, dann unerträglich heiß. Wenn wir aber die Duschen verließen, wurden wir mit Peitschen und Gummiknüppeln zurückgetrieben. Zum Schluss kam dann wieder sehr kaltes Wasser, und wir wurden wieder gejagt und geschlagen. Nach dem Bad gingen wir zum Abtrocknen. Zum Baden gab es keine Seife und kein Pulver. Darüber hinaus mussten wir alle, Männer und Frauen, eine Kontrolle der Kopf- und anderer Behaarung durchlaufen. Wenn man Ungeziefer fand, wurde mit einer stumpfen Maschine geschoren. Nach so einem Bad bekamen die Menschen, da sie die drei Kilometer in der Kälte schlecht bekleidet zurücklegen mussten, häufig eine Lungenentzündung oder Erkältung. Nur die Decken schützten uns wirksam vor diesen Krankheiten und ihren Folgen. Wenn man die Leute in ihre Decken gehüllt vom weiten sah, glichen sie Gespenstern. Aber das war für uns kein Grund, uns zu schämen. Die Hauptsache war, dass wir so unsere Gesundheit schützen konnten und überlebten.

Kohlenklau

Da uns ständig Kohle fehlte, wir es aber in der Stube warm haben wollten und warmes Wasser für die Wäsche brauchten, begaben sich meine Kollegen und ich wiederholt in Lebensgefahr. Um Kohle zu holen, krochen wir voller Angst unter dem Drahtzaun durch zu den Waggons, die manchmal mit Kohle beladen hinter unserem Lager standen. Wir steckten die Kohle in unsere Hosentaschen oder in kleine Säckchen. Die großen Brocken versteckten wir unter der Kleidung. So verbargen wir sie vor dem Lagerführer und seinen Helfern. Wenn man uns entdeckt hätte, hätte es Fragen gegeben, woher wir die Kohle hätten. Das Straflager drohte oder, falls man beim Stehlen an den Waggons ertappt wurde, sogar die Erschießung an Ort und Stelle.

Ein paar meiner Kollegen kamen wegen der Kohle in ein Straflager, andere für den Schmuggel von Lebensmitteln, die sie von anderen Kollegen erhalten hatten, die auf dem Dorf bei Bauern arbeiteten. Auch diejenigen, die nach der Kartoffelernte auf die Felder gingen, um noch ein paar Kartoffeln zu sammeln, kamen ins Lager. Solche Lager gab es in Braunschweig und in Halberstadt. Nachdem sie ihre Strafe verbüßt hatten, kamen die Kollegen als lebendige Leichen zurück. Auf ihren Körpern waren lauter Wunden, und ihre Kleidung war ganz verlaust. Leute, die neu ange-

kommen waren, gaben ihnen je nach Möglichkeit eigene Kleidung und deren Kleider wurden verbrannt.

Bekleidung

Wir selbst hatten nichts zum Abgeben, denn unsere Kleidung war schon verschlissen und dreckig. Neue Kleidung bekamen wir nur selten. Ich weiß noch, dass ich keine Winterkleidung hatte. Ich hatte nur Arbeitskluft und Holzschuhe, die mir ein Italiener, mit dem ich zusammenarbeitete, geschenkt hatte. Er fuhr in den Urlaub und brachte mir eine Jacke mit – Italiener als Verbündete.
Später, etwa im Frühjahr 1943, bekamen wir warme Jacken, die schon gebraucht waren. Wem sie gehört hatten, war uns nicht bekannt; vielleicht denen, die in den KZ ermordet worden waren. Vielleicht war es wirklich der Fall. Von zwei Polen, die beim Transport arbeiteten, erfuhren wir, dass sie in unterirdischen Magazinen große Mengen verschiedener Kleidung gesehen hatten. Sie nahmen daraus einiges mit und ließen die eigenen Kleider zurück. Sie fuhren öfters dorthin und zogen immer mehrere Schichten von Kleidung an, die sie später bei den Polen, die bei Bauern arbeiteten, gegen Brot und andere Sachen, die wir nicht bekommen konnten, eintauschten.[88]

Arbeit

Wir arbeiteten in der Fabrik in zwei Schichten: zwei Wochen Tagschicht, zwei Wochen Nachtschicht. Ich und meine Kollegen, die Nachtschicht hatten, verließen wegen des Hungers das Lager. Dies stand unter Strafe. Wir gingen anstatt zu schlafen auf die abgeernteten Felder, um Kartoffeln auszugraben. Später backten wir die Kartoffeln im Kohleofen oder kochten sie in Büchsen, die wir vom Müllhaufen der Deutschen hatten. Wir hängten die Büchsen an einen Draht und hielten sie der Reihe nach in den Ofen hinein. Die Kartoffeln wurden trocken gegessen oder mit einer kleinen Portion Margarine, falls sie noch jemand vom Abendessen übrig hatte. Wir waren übermüdet wegen des Schlafmangels, des quälenden nächtlichen Alarms und der Arbeit. Später arbeiteten wir im Presswerk an großen Maschinen, um verschiedene Bleche für Autos und Flugzeuge zu formen. Manche schliefen dabei ein. Man schlug sie. Es gab auch Unfälle, bei denen die Hände abgetrennt wurden. Von den Unfällen berichteten mir Kollegen, die im Presswerk arbeiteten. Ich selbst erfuhr von drei Fällen: eine Polin, ein Russe und ein Pole, denen die Hände abgetrennt wurden. Wenn die Wunden verheilt waren, wurden sie nach Hause geschickt. Man konnte sie nicht mehr gebrauchen. Einmal fragte ich meinen Meister, als er in den Urlaub ging, wann ich denn Urlaub hätte, um meine Familie zu besuchen. Er antwortete mir, dies würde niemals geschehen und ich würde Polen niemals wiedersehen. Er lachte und erniedrigte unsere Generation. Wir wären nur zum Arbeiten da und sollten alles andere vergessen. Seine Worte waren für mich ein Schock und eine Qual. Das war schlimmer als Hunger. Man verlor die Lebenslust.
Wenn es Alarm gab, während wir in der Fabrik waren, freuten wir uns, in den Bunkern ausschlafen zu können. Wir hatten keine Angst um unser Leben. Wir wurden gezwungen, in die Bunker unter der Fabrik zu gehen, aber vor dem Tod hatten wir keine Angst. Er hätte unser Los, das ständige Elend, die Erniedrigung und Demütigung, beendet. Mein Traum und auch der meiner Mitgenossen in diesem ganzen Unglück war es, sich noch einmal im Leben auszuschlafen und satt zu essen. Wir träumten auch davon, menschlich behandelt zu werden, denn wir hörten kaum etwas anderes als „Raus!“, „Schnell!“ und „polnisches Schwein!“.

Fieber und Schüttelfrost

Ich weiß noch, dass ich Ende März oder Anfang April 1943 in ein Magazin versetzt wurde, das im Flugzeugbauressort lag. Es befand sich neben der Brücke, unter der die Eisenbahnwaggons ankamen. Eine Verlängerung führte zu unserem Magazin. Im Winter und im Frühling war es sehr kalt. Es zog von unten, denn die Windböen drangen von außen durch. Als ich dort arbeitete, erschöpft, hungrig und schlecht bekleidet, bekam ich starkes Fieber mit Schüttelfrost. Ich wurde vom Magazin ins Krankenhaus der „KdF-Stadt" gebracht, wo ich im Fieber und kaum bei Bewusstsein über einen Monat lag. Ich gab den Kollegen, die mich besuchten, das Essen, das ich bekam – täglich ein kleines Brötchen und Haferschleim. Ich gab ihnen die gesammelten Brötchen, denn ich konnte nicht essen. Im zweiten Monat kam ich wieder etwas zu Kräften. Im Fieber wurde ich von den ukrainischen Krankenschwestern geradezu gezwungen, mich wenigstens mit etwas Haferschleim zu stärken. Die Brötchen gab ich weiter den Kollegen. Die Kollegen, die mich besuchten, sprachen darüber – wie ich hören konnte –, dass ich Polen und meine Familie wahrscheinlich nicht mehr wiedersehen würde.

Die medizinische Behandlung bestand darin, dass ich in einem sauberen Bett liegen konnte. Medizin bekam ich keine. Dass ich gesund wurde, war nur Gottes Werk. Anfang Juni, glaube ich, als ich schon gesund war und zur Arbeit gehen sollte, bekam ich ein Bad. Beim Herausgehen fiel ich vor Entkräftung um. Die Schwester führte mich zurück ins Bett. Ich blieb noch ein paar Tage zur Stärkung und wurde danach zur Arbeit in die Fabrik abgestellt.

Den Sommer über arbeitete ich weiterhin in diesem Magazin. Im Dezember bekam ich wieder die gleiche Krankheit. Vielleicht war es eine Lungenentzündung. Ich lag nicht mehr im Krankenhaus, sondern in der Baracke. Die Kollegen aus der Fabrik brachten mir eine Essensration mit. Während dieser Krankheit befahl der Lagerführer einer Polin, meine Wäsche zu waschen. Das war das erste Zeichen von Mitleid. Es war im Dezember 1943. Wegen dieser Krankheit lag ich etwa einen Monat im Lager. Dann kehrte ich zur Arbeit in das Magazin zurück.

„Ich bin kein Hund"

Bei der Arbeit im Magazin fuhr ich oft zusammen mit dem Meister in einem Wagen zu vier bis fünf Abteilungen oder Hallen, um Material zu holen. Der Meister nahm stets die Bestellscheine für fehlende Flugzeugteile mit, die später aus unserem Magazin in die Produktions- und Reparaturhallen gebracht wurden. Ich erinnere mich, dass, immer wenn wir losfahren sollten, der Meister pfiff, um mich zu rufen, wie einen Hund und rief „Stefan!". So war es lange Zeit. Aber eines Tages – hungrig, entnervt und dieses Lebens überdrüssig – entschloss ich mich, etwas zu erwidern, was damals so gar nicht üblich war.

Der Meister pfiff wieder nach mir. Ich erwiderte, er möge bitte nicht nach mir pfeifen, ich sei ja kein Hund. Bei uns würde man nicht nach Menschen, sondern nach Hunden pfeifen. Ich wollte arbeiten, aber das mochte ich nicht. Außerdem sei ich hungrig. Bei uns zu Hause würde ein Hund besser ernährt als ich. Ich möchte hinzufügen, dass das Magazin von der Halle nur durch einen Drahtzaun getrennt war. Dahinter waren Büros und Tische, an denen verschiedene Ingenieure und Techniker aus der Flugzeugabteilung saßen. Die Deutschen hörten alles mit. Nachdem ich das gesagt hatte, begann der Meister mich fürchterlich anzuschreien. Gleichzeitig packte er mich am Kragen – mich, einen kleinen, schwachen Jungen, er, ein starker Mann,

wenn auch schon im fortgeschrittenen Alter. Er schlug mich, wo immer er auch traf, trat mich und schimpfte von Hunden, polnischen Banditen und brüllte andere Beleidigungen der Propaganda Hitlers, die auf die Polen bezogen waren. Verärgert sagte er noch, er würde mich, wenn ich größer wäre, bei denen abgeben, wo es nötig wäre: „Damit du die Welt nicht mehr siehst!“ Dann beschimpfte er noch meine Mutter und Familie. Das Ganze sagte er zu einer Zeit, als die Deutschen nicht mehr an einen Sieg im Krieg glaubten.

Nach diesem Zwischenfall beruhigte sich der Meister wieder. Ich verschwand aus seinen Augen in eine Ecke im Magazin, um Material zu sortieren und einzuordnen. Bei den Deutschen im Magazin entstand eine leise Diskussion zwischen dem Meister, einer älteren und einer jüngeren Deutschen und einem Deutschen mittlerer Größe mit nur einem Auge, der Karl hieß. Auch ein Slowake war dabei. Einige Stunden nach dem Zwischenfall, als es ruhiger wurde und alles seinen gewohnten Lauf nahm, kam ein deutscher Ingenieur aus der Halle. Ich kannte ihn, weil er ein Büro nebenan hatte. Er gab immer die Bestellungen für das Material ab oder sammelte sie ein. Er hieß Max. Dieser Deutsche kam, nachdem er seine Geschäfte erledigt hatte, ins Magazin. Er tat so, als ob er in den Regalen Material suchte, dabei wartete er nur auf eine günstige Gelegenheit, dass kein anderer Deutscher es sehen konnte, und steckte mir unauffällig drei oder vier mit Wurst belegte Butterbrote in die Tasche. Als er wegging, sah er mich nur wortlos an und ging hinaus.

Immer werde ich mich daran erinnern, dass seit diesem Vorfall mein Meister nie wieder nach mir pfiff. Er war sogar höflich und mit der Zeit wurde mir klar, dass er mich mochte, aber es nicht zeigen wollte. Ich weiß nicht, wie es dazu kam. Bis heute denke ich darüber nach. Vielleicht war es die Tatsache, dass ich meine Würde verteidigte, und das in meinem Alter. Es steigerte mein Ansehen. Ich verdiente mir eine bessere Behandlung.

Der Meister, mit dem ich noch lange zusammen fuhr, verhielt sich dabei wie bei Ausflügen. Ich arbeitete nicht, sondern wartete auf ihn, während er mit den deutschen Arbeiterinnen flirtete. Manchmal brachten wir einen halben Tag lang nichts. Es fehlte an allem und wegen der Bombardierung anderer Fabriken wurde nichts zugeliefert. Alles war zerbombt. Der Meister rauchte weder Pfeife noch Zigaretten. In der Endphase dieser Ereignisse aber wurde er zum starken Raucher. Er bot mir Zigaretten an, doch ich lehnte ab und sagte, ich sei hungrig und würde lieber essen statt rauchen. Er erwiderte nichts, winkte ab und sagte schließlich, so sei der Krieg.

Der englische Samstag

Ich muss noch erwähnen, dass die Luftangriffe von Tag zu Tag stärker wurden. Sie fanden mehrmals am Tag und sogar in der Nacht statt. Aus der Ferne hörten wir nur die Echos der Detonationen. Aus Gesprächen der Deutschen hörten wir heraus, dass diese oder jene Stadt bombardiert worden war. Tagsüber gab es amerikanische, nachts englische Angriffe. Nur am Samstag hatten wir Ruhe. Wir pflegten zu sagen, es sei der englische Samstag und wir könnten ruhig schlafen; sie würden nicht kommen.

Es war das Jahr 1944 im April, Karsamstag: Ich war mit einigen Kollegen aus der Nachtschicht zusammen, die anderen hatten Tagschicht. An diesem denkwürdigen Tag um 11.30 Uhr wurde plötzlich durch die Alarmsirene ein Luftangriff angekündigt. Sofort erschienen Flugzeuge. Unweit von uns fielen plötzlich Bomben. Sie fielen auf die Wiesen

neben unseren Baracken. Sie zielten zwar auf die Fabrik, trieben aber ab und fielen nebenan auf die Wiesen. Sie trafen die deutsche Wache und töteten den stellvertretenden Lagerführer und zwei ukrainische Helfer der deutschen Polizei. Getötet wurden auch ihre Hunde. Damals wurde auch eine Polin getötet, als sie am Tor ihren Passierschein zeigte. Eine Splitterbombe fiel auf die Wache. Von ihr blieben nur Trümmer übrig. Auch von der Polin blieb nicht viel übrig, etwas Haut und Haar. Sie wurde völlig zerrissen. Von den Splittern wurde auch ein Pole getroffen, der in einer Baracke schlief, weil er Nachtschicht hatte.

Die Bomben besaßen eine große Zerstörungskraft. Bei denen, die auf die Wiesen und in die Wache fielen, handelte es sich um Splitterbomben, von denen man noch drei bis vier Ringe fand. Von Kollegen, die später aus der Fabrik kamen, erfuhren wir, dass auch die Fabrik bombardiert worden war, aber mit leichten Phosphorbomben. In einigen Hallen gab es Schäden am Dach und verbrannte Maschinen, darunter auch die Flugzeughalle. Während des Angriffs schoss die Flak ein Flugzeug ab. Wir sahen und hörten es, als es lange Zeit mit heulenden Motoren kreiste. Einige Male umkreiste es die Fabrik. Am Ende steuerte es direkt auf die Fabrik zu und schlug mit dem ganzen Bombenvorrat ein. Es folgte eine große Detonation. An einer Ecke wurde eine ganze Halle zerstört.[89] Von dem Flugzeug blieben nur kleine Teile übrig. Von den Piloten fehlte jede Spur. Offenbar sind sie umgekommen. Denn abgesprungen sind sie nicht, sonst hätten die Deutschen davon gesprochen. Es blieb aber ruhig.

Im Bunker

Bald nach dem Angriff wurden die Schäden beseitigt. Die Arbeit ging normal weiter. Bei uns folgte auch eine Pause in den Bombardierungen. Die Flugangriffe waren nebenan und umgingen uns. Wenn wir in der Arbeit waren, gingen wir in die Bunker. Wir wurden vorläufig verschont und sehnten uns danach, wieder ins Lager zu kommen. So blieb es mit den Alarmen und der Flucht in die Bunker bei Tag und bei Nacht von April bis Juli 1944.

Ende Juli oder Anfang August 1944 hatte ich Tagschicht in der Fabrik. Um 8.45 Uhr, als es normalerweise Frühstück geben sollte, kündigte die Fabriksirene drohend einen Fliegeralarm an. Wir stiegen in die Bunker unter der Fabrik hinab. Wir gingen in die polnischen, die anderen in ihre eigenen Schutzräume. Dort waren wir zu fünfzig Personen untergebracht, eingesperrt mit großen Vorhängeschlössern und Riegeln bzw. Eisenstangen. Wir warteten, ob uns nicht bald die Decke auf den Kopf fiel. Die Decke war aus 2,5 Meter dickem Stahlbeton, aber, wie sich bald herausstellte, war das ein Spielzeug für Bomben von acht Tonnen, die später abgeworfen würden. Die Deutschen legten auf ihre Bunker noch Ballen aus gepresstem Schrott. Es nützte nichts: Dieser Schrott fiel ihnen auf den Kopf. Er durchschlug die Bunkerdecke und vernichtete alles.

Nun zum Verlauf des Bombardements: Im Bunker brannte eine Glühbirne. In einer Ecke befand sich ein Ventilator. Als die ersten Bomben fielen, spürten wir ein Beben. Es bedeutete, dass die Bomben weiter entfernt fielen. Die Fabrik war ein paar Kilometer von der ersten Bombenwelle entfernt. Als zweites merkten wir ein Flackern des Lichts. Wenn die Bomben näher kamen, ging das Licht ganz aus. Es folgte Dunkelheit. Später fielen die Bomben sehr nahe, etwa zehn Meter entfernt. Der Ventilator setzte in der Dunkelheit aus. Die Luft wurde knapp. Wir drohten zu ersticken. Im Bunker brach Panik aus. Einer betete zu Gott um Hilfe, einer lamentierte, andere verwünschten die Deutschen, weil diese sie

Aufräumarbeiten nach Absturz eines amerikanischen Bombers auf die Halle 1 am 29. April 1944

eingesperrt hätten und sie nun sterben würden, wenn nicht durch die Bomben, dann in der Dunkelheit an Luftmangel, weil der Ventilator nicht funktionierte. Da rief einer geistesgegenwärtig: „Zur Kurbel!“ Einer drehte, damit etwas Luft hineinkam. Abwechselnd drehte jeder an der Handkurbel, was die Rettung für den Augenblick brachte. Es gab eine weitere Detonation, die wir deutlich spürten. Sie war sehr nahe. Zum Glück fiel die Bombe nebenan auf den Korridor. Dann Stille. Nach zehn bis zwanzig Minuten begann man die Stäbe wegzuschieben. An dem Geklirr erkannten wir, dass man uns befreite. Es war die Feuerwehr, die uns zuvor im Bunker eingeschlossen hatte. Beim Hinausgehen konnten wir den unerträglichen Rauch und Qualm riechen, der in den Bunker eindrang. Überall brannte es. Feuer und Trümmer überall. Man wusste nicht, wohin man gehen sollte. Es brannten die Magazine, wo die Tanks mit Flugzeugbenzin

gelagert waren. Sie waren alle unten neben den Bunkern. Die Tanks waren mit Gummi beschichtet. Dies war die Ursache für den großen Brand und jenen quälenden Rauch und Qualm. Wir wussten nicht, wohin wir gehen sollten. Es gab Geschrei, Stöhnen von Verletzten, Rufe und Kommandos der deutschen Rettungsmannschaften.

Den Ausweg und damit die Rettung brachte uns die Feuerwehr, die uns an den ausgerollten Feuerwehrschläuchen entlang hinaus führte. Sie befahlen uns, zu gehen und wiesen uns die Richtung, sodass wir aus der Fabrik herauskamen. Wir waren schwarz vom Rauch und konnten uns vor Schwäche und Angst kaum auf den Beinen halten. Bald kam die Ernüchterung, weil die Gestapo und andere Formationen kamen, um zu helfen und den Schaden festzustellen. Sie zogen uns heran, um die in diesem Moment wichtigsten Schäden zu beseitigen. Alle Deutschen, am meisten die von der Gestapo und andere auch, waren wütend auf alles, was ihnen nicht gefiel. In diesem Augenblick hätten sie töten können. Jeder bemühte sich damals, tat und gab sein Bestes, um sie zufrieden zu stellen und um dem, was geschehen könnte, zu entgehen. Wie sich später herausstellte, waren die menschlichen Verluste nicht groß. Von den Polen sind drei oder vier Personen umgekommen. Am meisten haben deutsche und italienische Bunker gelitten sowie auch die Bunker anderer Nationen, aber nicht die der Russen und Polen. Fast so, als ob die Piloten gewusst hätten, wo sie die Bomben abwerfen mussten.

Abfahrt

Nach dem letzten Bombardement gab es keine geregelte Arbeit und keine Produktion mehr. Man legte lediglich die noch benutzbaren Maschinen frei, verlud sie in Waggons und brachte sie dahin, wo noch etwas produziert werden konnte, vielleicht in unterirdische Fabriken.[90] Überall kamen Gerüchte auf, es gebe noch größere Verluste und weitere Fabriken seien bombardiert worden. Man fuhr noch brauchbares Material sowie auch die Menschen in verschiedene Richtungen aus. Auch Polen und Menschen anderer Nationalität wurden nach Frankreich, Österreich und in andere Gebiete Deutschlands, zum Beispiel an die holländische Grenze, gebracht und an viele andere Orte. Die Leute wurden zu unterschiedlichen Arbeiten herangezogen: zum Gräben ziehen, zur Arbeit in Steinbrüchen oder in unterirdischen Fabriken oder zum Bunkerbau in den Bergen.

In Neudek

Von unserem Meister erfuhren wir, dass die Flugzeugabteilung in das Sudetenland kommen sollte. Wir verluden das Material in Waggons. Die Abreise erfolgte binnen weniger Tage. Wir fuhren mit dem gleichen Chef, dem gleichen Meister und den gleichen Leuten sowie mit vielen aus der benachbarten Abteilung. Die Fahrt ins Sudetenland dauerte zwei Tage, weil es Aufenthalte und Verspätungen wegen der Flugzeugangriffe gab. Wir kamen aber glücklicherweise unbeschadet in der kleinen Stadt Neudek an, 75 Kilometer von Karlsbad entfernt.[91] Unsere Abteilung wurde in einer Strickwarenfabrik untergebracht. Ihre Hallen dienten der Rüstungsabteilung. Wir arbeiteten allerdings nicht bei der Flugzeugreparatur, sondern im Magazin, in dem es zum Beispiel Flugzeugräder und Tanks gab. Wir nahmen das Material aus den Waggons an oder verschickten es, wenn nötig, mit einem Transport. Das war ein so genanntes „Verteilermagazin“. Die Arbeit war schwer und erforderte große Anstrengung. Wir waren wieder in Lagern, die mit Draht umzäunt waren. Alles war wie in der „KdF-Stadt“. Die Verpflegung war ebenso schlecht. Unsere einzige Rettung

war, dass sich unser Meister für uns einsetzte. Er bemühte sich, wegen unserer schweren Arbeit etwas mehr Brot zu bekommen. Er vermerkte auf der Lebensmittelkarte „Schwerarbeiter“. Unserem Chef und Meister wurden zusätzliche Leute aus anderen Abteilungen zugeteilt, Italiener und Russen. Im Lager in Neudek waren wir mit Leuten verschiedener Nationalitäten: Italiener, Franzosen, Griechen und viele Russen, die in benachbarten Lagern für sich untergebracht waren.

Furcht und Angst blieben auch in Neudek. Viel Arbeit gab es nicht, weil die Warenanlieferung stockte. Eines Tages war ich von einem nächtlichen Luftangriff erschöpft und nicht ausgeschlafen. Ich begab mich in den hinteren Teil des Magazins in eine dunkle Ecke hinter Pakete mit Material, um mich etwas auszuruhen. Meine Gedanken schweiften umher. Ich dachte an den im Volkswagenwerk erlebten Schrecken, an die Bombardements und an ähnliche Dinge, die passiert waren. Ich dachte auch an Zuhause, weil keine Briefe mehr zu uns kamen. Dabei schlief ich im Sitzen ein. Im Schlaf hörte ich, wie etwas einstürzte, als wenn Bomben fielen. Wir arbeiteten unten. Der Lärm kam von oben. Ein Arbeiter transportierte mit dem Wagen eine große Ladung und diese stürzte um. Als ich das hörte, erinnerte ich mich an das Bombardement in der „KdF-Stadt“. Ich sprang auf, lief weg und schrie: „Hilfe! Bomben!“ Zuerst begriffen meine Kollegen nicht, was ich meinte. Dann aber begriffen sie, fingen an zu lachen und sagten, es gebe keine Bomben und Bombardements. Auch der Meister hatte es gesehen, sagte aber nichts, obwohl er wusste, dass ich geschlafen hatte. Er lachte nur.

Nach all den erlebten Augenblicken des Schreckens wurden wir auch weiterhin von Luftangriffen gequält. Wir waren unausgeschlafen und erschöpft, denn mit der Zeit wurde uns die zusätzliche Brotration wieder genommen, nicht vom Meister, sondern von übergeordneten Mächten. Wir lebten aber bereits in der Hoffnung zu überleben, als die deutsche Übermacht zu zerfallen begann. Doch dieses Hoffen wurde von schweren Augenblicken begleitet, über die ich nun erzählen werde.

Im Bombenhagel

Eines Tages, als wir in der Fabrik bei der Arbeit waren, kam plötzlich ein Luftangriff. Wir flüchteten, wohin wir konnten. Viele Leute waren auf der Flucht. Sie kamen aus der Fabrik. Alle wollten auf einmal flüchten, konnten aber in dieser Menge nicht schnell aus dem Fabrikgelände herauskommen. Während der ganzen Zeit waren die Flugzeuge über uns. Hätten sie zu der Zeit bombardiert, hätte es ein Massaker gegeben. Zusammen mit anderen Kollegen kam ich aus dem Gedränge heraus. Wir liefen in Richtung Wald und Berge. Als ich den Wald erreichte, fiel ich hin und blutete aus Mund und Nase. Zum Glück hielt die Blutung nicht lange an. Der Luftangriff dauerte fast zwei Stunden. Es ging bei dem Angriff aber offensichtlich nicht um unsere Fabrik. Die Flugzeuge hatten ein anderes Ziel. Sie flogen in alle Richtungen. Es waren geschlossene Geschwader am Himmel. Sie kamen eines nach dem anderen, jeweils fünf oder sechs Flugzeuge und sogar mehr. Ohne Ende. Möglicherweise war es ein so genannter „Bombenteppich-Angriff“. Einen Angriff, der so lange dauerte, hatten wir nie zuvor erlebt. Soweit das Auge reichte, sah man nur Flugzeuge.

Später erfolgte ein zweiter Angriff, als wir im Lager waren. Unweit des Lagers befand sich eine kleine Bahnstation. Auf diese Station erfolgte ein unerwarteter Angriff. Wir beschlossen zu flüchten, wussten aber nicht, wohin, weil

überall Flugzeuge waren. Wir versteckten uns unter Erlen an einem kleinen Bach. Die Jagdflugzeuge beschossen im Tiefflug die Bahnstation und die Umgebung. Ich war neben einem Baum und hielt mich an ihm fest, um bei den Explosionen nicht ins Wasser zu fallen. Wären die Bomben jedoch näher gefallen, hätten mich die Druckwelle oder Splitter getroffen oder ich wäre ohnmächtig geworden und ertrunken. Zum Glück überlebte ich so. Erst später wurde ich mir der ganzen Gefahr bewusst.

Später flüchteten wir auf Felder, weit weg von Gebäuden, Industriebebauung, Brücken und Ähnlichem. Angriffe folgten Tag für Tag, Stunde um Stunde. Wir lebten zwar einerseits in der Angst, dass sie einigen den Tod bringen könnten. Andererseits aber hatten wir auch die Hoffnung, dass sie vielen die Freiheit bringen könnten. Es war bereits April 1945. Der Frühling nahte, der Vorbote der guten Hoffnung. In dieser Zeit gab es Stillstände bei der Lieferung. Es gab immer weniger Arbeit. Man zog uns zu Arbeiten in der Stadt, bei Panzerhindernissen und -gräben und auch zum Bunkerbau in den Bergen heran. Diese Arbeiten verliefen unter der Führung des Volkssturms oder der Organisation Todt.[92]

Kampf ums Überleben

Im Lager brachen verschiedene Krankheiten wie Tuberkulose und Typhus aus, die durch Hunger verursacht waren. Viele blieben auf dem Friedhof in Neudek wie zuvor in der „KdF-Stadt“. Sie erlebten die lang ersehnte Freiheit, die jetzt ganz nah war, nicht mehr. Die Kranken lagen in Baracken im „Revier“. Den Bettlägerigen, von denen keine Ansteckungsgefahr ausging, brachten Kollegen Essen aus der Fabrik mit. Der Arzt war nur für die Feststellung der Krankheit verantwortlich. Die Heilung musste in der Baracke erfolgen.

Ich litt offensichtlich an Entkräftung, wurde krank geschrieben und lag in der Baracke. Eine Woche lag ich und war unfähig mich zu rühren. Als ich schon ein wenig gehen konnte, hörte ich, dass Kollegen heimlich den Lagerbereich verließen und in die Dörfer gingen, wo sie für irgendwelche Arbeiten oder einfach nur aus Mitleid Essen bekamen. Es war April 1945. Ich beschloss, durch den Drahtzaun zu kriechen und für einige Stunden in ein etwa drei bis vier Kilometer entferntes Dorf zu gehen, um Arbeit zu suchen. Ich machte verschiedene Arbeiten, fällte Bäume, räumte den Hof auf oder machte Ordnung im Garten. Ich bekam etwas zu essen und brachte auch noch Brot ins Lager mit, das ich mit den bettlägerigen, kranken Kollegen teilte. Ich ging zum Beispiel zu einer Deutschen, bei der ich Arbeit bekam. Sie nahm mich gerne auf, befahl mir, im Garten Gras zu harken und auch andere Ordnungsarbeiten zu machen. Später rief sie mich in die Wohnung. Sie war allein mit ihren kleinen Kindern, gab mir eine Mahlzeit, steckte mir Brot in die Tasche und sagte, dass ich gehen solle: „Du musst gehen! Mein Mann mag die Polen nicht besonders. Er würde mit mir schimpfen, weil ich dich hier aufgenommen habe.“ Sie gab mir noch etwas. Ich bedankte mich und ging.

Ich verschwand immer für ein paar Stunden, manchmal auch für länger, aber immer so, dass ich es noch rechtzeitig schaffte, mit den Kollegen aus der Fabrik zurückzukehren. Es gelang mir, mit ihnen durch die Wache zu gehen. Ich entfernte mich, vielleicht fünf oder sechs Mal. Ich erniedrigte mich wie ein Bettler, um zu überleben und meinen jungen Körper zu ernähren.

In diesen Tagen erlebte ich Gutes und Schlechtes: Das Schlechte war, dass ich einmal bei meiner Wanderung im deutschen Dorf einen Polizisten traf. Das war unangenehm und schrecklich. Ich wurde mehrfach geschlagen

und als „Polenschwein“ beschimpft. Warum ich mich so herumtriebe? Und dass mir dies verboten sei! Ich wurde verwarnt, dass es das letzte Mal sei, und mit einem Fußtritt aus dem Dorf gejagt. Beim zweiten Mal fiel ich dem Bürgermeister auf. Da er aber gerade Schweine schlachtete und keine Zeit hatte, lief ich weg. Er sah davon ab, mich zu verfolgen. Beim Weglaufen hörte ich viele Beschimpfungen, etwas über Hunde, Schweine, Banditen und noch viele feindselige Redewendungen Hitlers. Ich lief also mit dem Gedanken weg, dass mir dieser Tag keine Vorteile bringen würde, und beschloss, ins Lager zurück zu kehren.

Mitleid

Auf halbem Wege bergab, denn in den Sudeten sind die Ortschaften bergig, überholte ich unterwegs eine junge Deutsche, etwa 20 bis 25 Jahre alt. Sie schob einen Kinderwagen und ging aus der Stadt Neudek nach Hause, wohl vom Einkauf. Als ich sie überholte, sagte ich: „Guten Tag.“ Sie erwiderte den Gruß und erkannte, dass ich Pole war. Ein paar Schritte weiter fing die Deutsche an, mich zu rufen: „Hey, du kleiner Polak, warte!“ Ich blieb stehen und wusste nicht, was ich machen sollte. Sie sagte: „Komm her! Hab keine Angst!“ Ich kam näher. Sie bat mich, den Kinderwagen den Berg hinauf zu schieben, wo etwa zwei Kilometer weiter ihr Haus war. Das tat ich gerne und schob den Wagen vor das Haus. Dafür bedankte sie sich und nahm ein Brot aus dem Wagen, schnitt mir ein großes Stück ab und auch etwas von einem weißen Brötchen. Als ich wegging, bedankte ich mich bei ihr. Auch sie bedankte sich zufrieden. Fröhlich dachte ich unterwegs, dass dieser Tag, der so schlecht begann, plötzlich ein glücklicher Tag wurde.

Auch wenn ich die Deutschen überwiegend von der schlechten Seite beschreibe, möchte ich bemerken, dass es auch Gute gab wie eben diese Deutsche mit dem Kinderwagen. Sie war nicht alt, sondern jung, und hatte alle Lehren über uns gelernt. Wenn sie mir nichts hätte geben wollen, was hätte ich ihr schon tun können? Es war meine Pflicht, ihr zu gehorchen. Sie hätte mich nicht bitten müssen. Und sie bat trotzdem, und zwar einen elenden, kleinen Polen und gab ihm noch bereitwillig Brot. Ich weiß nicht, wer und wie sie war, ob sie ein Zögling Hitlers war oder nicht. Vielleicht erbarmte sie sich aufgrund meines Aussehens oder in Erinnerung an Vater oder Bruder im Krieg oder vielleicht in Gefangenschaft, die wie ich das Brot begehrten.

Ich habe auch die puren Lehren Hitlers und eine entsprechende Erziehung zu spüren bekommen. Als wir einmal in die Fabrik gingen, schauten Jungs aus der Hitlerjugend auf uns, als seien wir wilde Tiere, und spuckten uns an. Im Frühjahr sah ich nach einem Alarm, dass sie Butterblumen mit Taschenmessern abschnitten und dabei sagten, dass die Amerikaner „nichts fressen“ werden. Was für ein Unsinn, als ob die Amerikaner nichts zu essen hätten! Aber sie vernichteten lieber alles vor der Ankunft der Amerikaner, so war es ihnen eingetrichtert worden.

Ich führe noch zwei Beispiele zum Verhalten der Deutschen an: Im Sudetenland, in Neudek, als ich versuchte, eine ärztliche Freistellung zu bekommen, empfing mich der deutsche Arzt höflich und sagte: „Die Freistellung kann ich dir gleich geben, aber bleibe noch in der Arbeit, wenn es geht, noch über eine Woche.“ Er sagte noch: „Das Mittagessen iss immer schnell auf und komm zur Bestrahlung!“ Die Bestrahlung bekam ich eine Woche lang. Er bestrahlte mich heimlich mit Lampen, die meiner Gesundheit förderlich waren. Danach bekam ich eine unbegrenzte Freistellung. Erst später erfuhr ich – damals wusste ich es nicht –, dass mir die Bestrahlungen sehr geholfen hatten.

Das zweite Beispiel ist der Meister, der früher immer nach mir gepfiffen hatte wie nach einem Hund. Als ich die unbegrenzte Freistellung bekommen hatte, fragte er meine Arbeitskollegen, wann ich zurückkäme und wie ich mich fühlte. Er erlebte meine Rückkehr nicht mehr. Er ging vor der sich nähernden Front angeblich nach Hause, nach Plauen, und das zu Fuß. Er wollte nicht den Russen begegnen.

Ich möchte noch von meinen letzten Tagen in Neudek erzählen: Nach dem letzten Zusammentreffen mit der Deutschen mit dem Kinderwagen ging ich noch einmal ins Dorf. Ich kam in ein Haus, in dem Katholiken leben mussten, was ich an einem Kreuz bemerkte, das über der Tür hing. Ich sagte: „Grüß Gott“ und bat um Arbeit. In der Wohnung traf ich zwei alte Leute. Sie sagten, ich solle mich setzen. Sie wollten nicht, dass ich für sie arbeitete. Statt dessen stellte die alte Frau eine Mahlzeit vor mir auf, Kartoffelknödel mit Sahne. Ich aß mich satt und überlegte die ganze Zeit, wann ich so etwas das letzte Mal gegessen hatte.

Ich weise darauf hin, dass es eine Gebirgslandschaft war, und die Deutschen hatten selbst nicht sehr viel. Es handelte sich um kleine Gehöfte oder Höfe für den Nebenerwerb. Man arbeitete in Neudek in der Fabrik oder auf dem Feld. Die Tage waren aufgeteilt. Die Alten betraf das nicht mehr, aber die Jungen.

Nach dem Essen, für das ich mich bedankte, saßen wir zusammen und schwiegen. Da fing der alte Deutsche zu sprechen an: „Siehst du, kleiner Pole, die Fotografie?“ Zwei gerahmte Fotografien standen auf dem Bücherregal. Der alte Mann sagte: „Dieser Sohn“ – er war als Soldat in der Wehrmacht – „lebt wahrscheinlich nicht mehr. Es gibt keine Nachricht von ihm. Und unser zweiter Sohn“ – er war in einer SS-Uniform – „lebt wahrscheinlich auch nicht mehr“, sagte der alte Mann. „Denn auch von ihm gibt es keinen Brief. Keine Nachricht.“ Der Alte sprach, und die alte Deutsche wischte sich die Tränen ab.

Er sprach noch weiter und wies dabei auf ein Hitler-Porträt, das an der Wand hing. Er sagte: „Der verfluchte Kerl! Er hat sie vernichtet. Er hat sie uns genommen. Er hat sie durch seine Dummheit getötet.“ Und dann sagte der Alte sogar, Hitler sei schon „kaputt“. Ich antwortete nichts darauf. Ich saß nur da und wusste nicht, ob ich gehen oder bleiben und weiter zuhören sollte. Ich hatte sogar Angst. Aber der alte Mann sagte: „Habe keine Angst vor uns, kleiner Pole! Du wirst dich nicht mehr lange quälen. Dann kehrst du nach Hause zu deiner Mutter zurück.“ Und sie fragten mich nach meiner Mutter und nach meiner Heimat in Polen. Ich erzählte von meiner Familie und von anderem mehr. Sie wussten auch nicht, dass ich mit Gewalt gefangen wurde. Sie bemitleideten mich, dass ich in noch so jungem Alter, ein Kind noch, Not und Erniedrigung durchleben musste.

Meine Kollegen aus dem Lager arbeiteten teilweise in einer Porzellanfabrik, etwa 15 bis 20 Kilometer von Neudek entfernt. Sie brachten verschiedene Sachen mit, wie zum Beispiel Heiligenbilder. Ein Kollege gab mir ein Muttergottesbild und ein Jesusbild im Taschenformat, die von anderen Kollegen in Aluminiumrahmen gerahmt und verziert wurden. Diese Bilder schenkte ich den Alten als Dank für die Mahlzeit und für ihre Gastfreundschaft. Dafür steckten sie mir noch einige gekochte Eier und etwas Brot in die Tasche. Ich wollte es nicht annehmen. Aber sie steckten es mir einfach in die Tasche.

Ich verabschiedete mich von ihnen. Sie weinten beim Abschied und luden mich ein, sie noch einmal zu besuchen, aber das schaffte ich nicht mehr.

„Abfahrt ins Ungewisse“

Es war schon fast Abend. Ich schaffte es gerade noch rechtzeitig, um nicht gefangen und gefragt zu werden, woher ich komme. Kurz darauf wurde unser Lager von Polizei und Gendarmerie aus der Stadt umstellt. Zusammen mit dem Lagerführer kamen sie in jede Stube und nahmen uns die Ausweise ab. Man sagte uns, dass wir das Lager nicht verlassen sollten, sonst drohte uns der Tod. Es kamen auch Leute von der Organisation Todt. Diese Situation gab uns sehr zu denken. Wir fragten uns, was sie mit uns anstellen würden. Es gingen Gerüchte um, diejenigen, denen man die Ausweise abgenommen hatte, würden von der SS abgeholt, in den Wald und an andere entlegene Plätze gebracht und später liquidiert werden. Das trat zwar nicht ein, aber wir wurden die ganze Nacht bewacht.

Unsere Lager waren gleich neben der Hauptstraße. Wir hatten ohnehin Angst hinauszugehen, denn es entstand starkes Brummen von Fahrzeugen und Geheul von Motoren verschiedener Art, sogar von Panzern. Die ganze Nacht über konnte man diese Geräusche auf der Straße hören. Auch am nahe gelegenen Bahnhof hörte man ungewöhnliche Bewegungen. Wir hörten Kommandorufe und sahen das Chaos. Wir wussten, dass die Truppen abzogen. In solchen Augenblicken konnte man schnell sein Leben verlieren. Weiter weg hörten wir Detonationen und Geschütze. Es dauerte die ganze Nacht. Am Morgen wurde es still. Da wir nichts wussten und nichts sehen konnten, waren wir unsicher, was noch kommen würde und wann.

Gegen 11.00 Uhr bekamen wir die Ausweise zurück. Man befahl, zum Mittagessen zu gehen. Arbeit gab es nicht. Um 16.00 Uhr sollten wir zur Abfahrt fertig sein. Wir wurden in Reihen zu vier Personen aufgestellt und nicht von Lagerleuten, sondern von der Organisation Todt zum Bahnhof geführt. Am Bahnhof warteten wir auf die Abfahrt ins Ungewisse. Dort befanden sich auch andere Nationalitäten wie Russen, Franzosen, Griechen, die ebenfalls zur Abreise bereit waren.

Es war noch Tag, als wir von amerikanischen Flugzeugen angeflogen wurden. Wir waren eine Masse von Leuten. Als sie hinunter gingen, sahen sie, dass wir keine Deutschen, sondern Ausländer waren. Sie schossen nicht auf uns, obwohl sie damals weder auf Straßen noch auf Bahnhöfen jemanden durchließen. Sie schossen mit ihren Maschinengewehren. Die Flugzeuge flogen so tief, dass man die Piloten sehen konnte. Wie damals bei uns in Polen im Jahre 1939. Sie flogen und schlugen zu, ohne Widerstand zu erfahren. Niemand erwiderte das Feuer. Es gab auch keine deutschen Flugzeuge für die Abwehr. Ab und zu flog ein deutsches Flugzeug vorbei, als ob es gejagt würde. Die Deutschen waren jetzt nicht mehr so hochmütig wie bei ihrem Aufbruch. Jetzt zogen sie sich zurück und flüchteten. Sie liefen vor uns weg und versteckten sich in Gräben. Soviel Angst hatten sie. Wir befanden uns schließlich auf offenem Platze und waren am Bahnhof leicht zu sehen.

Wir warteten unter Aufsicht der Organisation Todt bis in die tiefe Nacht. Dann kam endlich ein Zug an. Er hatte nicht allzu viele Waggons, nur Güterwaggons. Unsere Aufseher aus der Organisation Todt schlugen mit Gewehrkolben auf uns ein, um alle unterzubringen. Manch einer ist seit dieser Zeit Invalide. Wir fuhren die ganze Nacht. Es gab dauernd Flugzeugangriffe. Der Zug stand, bis der Angriff vorbei war. Am Morgen ließen uns die Deutschen auf freier Strecke stehen und befahlen uns, nicht zu flüchten. Sie sagten, sie würden uns im Auge behalten. Man konnte nur auf ein Feld in der Nähe gehen, um nach etwas Essbarem zu suchen. Wir brieten und aßen Kartoffeln. Sie hatten uns keinen Proviant

ausgegeben! Am Abend, es war schon spät, kam die Lokomotive. Wir fuhren wieder eine ganze Nacht. Am nächsten Morgen kamen wir endlich in die Stadt Pilsen, die schon in der Tschechoslowakei lag, wie wir erfuhren.

In Bory

Wir wurden von einer kleinen Station aus weggeführt. Die Russen, Franzosen und Griechen wurden weggefahren. Wohin, weiß ich nicht. Uns brachte man unter der Eskorte der Organisation Todt zu einer größeren Einheit, wo es Kasernen, Magazine, eine Feldküche und anderes mehr gab. Der Ort hieß Bory, drei oder vier Kilometer von der Stadt Pilsen entfernt. Sie quartierten uns in einer großen, alten Böttcherei ein. Wir mussten das Gebäude aufräumen und hatten auf altem Stroh ein Nachtlager. Tagsüber arbeiteten wir. Zu Essen gab es zweimal täglich, morgens etwas Brot und Kaffee, ein wenig Margarine oder Marmelade zum Brot, und am Abend nach der Arbeit gab es Suppe. Jeden Tag nahm man jeweils vierzig Leute. Es waren nur Männer. Unter Bewachung erfolgte der Abmarsch zum Bahnhof in Pilsen, das in der Nacht vor unserer Ankunft durch Bomben zerstört worden war. Sogar drei bis vier Kilometer weiter fielen wegen der Detonationen noch Scheiben und Fensterrahmen heraus, was wir von unserem Quartier aus sehen konnten.

Wir arbeiteten in Gruppen unter der Aufsicht bewaffneter Deutscher der Organisation Todt am Bahnhof. Die einen schütteten Löcher zu, andere halfen beim Verlegen von Eisenbahnschienen in einer Eisenbahnerkolonne oder beim Beseitigen von Schäden. Die Bombentrichter waren so groß, dass zwanzig Mann sie kaum an einem Tag zuschütten konnten. Die Rettungsmannschaft zog noch Leute unter den Schienen oder Lokomotiven hervor und grub sie heraus. Das Ausmaß der Zerstörung ist gar nicht zu beschreiben. Wir erfuhren von den Tschechen, dass in dieser Nacht viele Zivilisten wie auch deutsche Soldaten umgekommen waren. Die Lokomotiven waren auf eine unheimliche Weise ineinander verkeilt, die Schienen verbogen wie dünnste Drähte. Panzer, die auf den Waggons standen, lagen übereinander wie Streichholzschachteln, als ob sie jemand in verschiedenen Stellungen zurechtgelegt hätte. Es gab Waggons mit nach dem Brand aufgedunsenem Vieh und mit Getreide, das noch schwelte. Dann gab es Waggons mit Sanitätsbedarf, Lebensmitteln und Zucker, die so zerschlagen waren, dass wir wie auf Schnee im Winter gingen. Wir wurden alle durch Augen und Pistolen der Wächter bewacht. Wenn ein Wächter gut war, erlaubte er uns, zum Waggon zu gehen und etwas von den Lebensmitteln zu nehmen, etwa Plätzchen aus den Sanitätswaggons oder Zucker. Aber den Zucker aß kaum einer, weil einige davon krank wurden. Es wurde verboten, den Zucker zu essen.

Vor der Freiheit

Jeder hatte Angst, sich etwas weiter von der Arbeit am Bahnhof zu entfernen und mehr Lebensmittel zu suchen. Man wollte die vielleicht letzten Momente vor der Freiheit auch noch überleben. Und man konnte für jede Kleinigkeit durch das Kommando erschossen werden. Sie waren böse. Es gefiel ihnen gar nichts damals. Sie sahen ihren Fall. Sie sahen die Verwüstungen, die man ihnen in jedem Augenblick zufügte, was sie in noch größere Wut trieb. Jeder litt daran, wollte es aber aushalten, um nicht in den letzten Augenblicken getötet zu werden. Denn die Freiheit war ganz nahe.

In der Eisenbahnstation in Pilsen arbeitete ich zwei bis drei Tage. Dann zeigte ich beim Morgenappell einem älte-

ren Wächter unter dem Zeichen der Organisation Todt meine ärztliche Befreiung, die noch aus Neudek stammte. Ich wurde daraufhin der Feldküche als Hilfe zugewiesen. Dort arbeiteten zwei Russinnen, ein deutscher Koch, der Küchenchef und ein älterer Deutscher. Ein Pole war verantwortlich für die Pferde und holte für uns und die Deutschen den Proviant aus der Stadt Pilsen.

In der Küche half ich beim Kartoffelschälen und bei anderen Arbeiten. Ich wurde auch zum Säubern der Fensterrahmen von Glasscherben herangezogen. Bei einer Bombardierung wurden durch die Detonation die Glasscheiben zerbrochen. Diese Arbeit in der Küche und bei den Fenstern machte ich etwa drei bis fünf Tage. Zusammen mit dem Deutschen verglasten wir die Fenster, wo es am nötigsten war. Ich konnte nicht über diese Arbeit klagen und auch nicht über Hunger. Die Russinnen aus der Küche gaben mir fast jeden Tag heimlich Brot. Ich war satt. Der Deutsche mochte mich auch. Das Saubermachen der Rahmen und sogar das Verglasen gingen mir gut von der Hand, ebenso der Einbau von Fenstern in der Kaserne unweit der Küche. Deshalb schätzte ich die sichere, von unseren Kapos und Ähnlichem weit entfernte Arbeit.

Meine Kollegen am Bahnhof hingegen litten unter ständigen Luftangriffen. Sie versteckten sich in Löchern, wenn Flugzeuge über ihnen waren. Und wenn diese weggeflogen waren, mussten sie wieder arbeiten. Zum Glück flogen die Piloten tief und konnten alles sehen. Sie sahen, dass es keine Deutschen, sondern Gefangene waren. Sie schossen aus Maschinengewehren auf uniformierte Deutsche, wenn diese in größeren Gruppen zusammenstanden. In den ersten drei Tagen, als ich am Bahnhof arbeitete, sah ich drei Staffeln mit je sechs Flugzeugen heranfliegen. Irgendwo an der Seite hatte die Flak ihre Stellung und begann, die Flugzeuge zu beschießen. Aber bald wurde die Stellung der Flak entdeckt, und die Piloten schossen zurück. Die erste Staffel, dann die zweite Staffel flog heran, verschoss ihre Salven und flog weg. Es trat Stille ein. Offensichtlich wurde die Flak liquidiert.

Befreiung

Ich erinnere mich an den 5. Mai 1945. Dieser Tag ist für immer in meiner Erinnerung tief eingeprägt. An diesem Tag war wie jeden Tag Antreten und Feldfrühstück. Das Frühstück und andere Mahlzeiten aßen wir unter freiem Himmel. Nach dem Frühstück wurden die Kollegen in Kolonnen zu vierzig Mann aufgestellt und zur Arbeit am Bahnhof abgeführt. Wir blieben. Die Russinnen und ich arbeiteten in der Küche. Der polnische Fuhrmann dagegen erhielt vom Küchenchef den Befehl, in die Stadt Pilsen zu fahren. Er fuhr nach Pilsen, um Proviant aus den Magazinen zu holen. Der Chef gab ihm den Ausgabeschein und sagte, wieviel er holen sollte. Der Pole hörte sich das an, als er den Brief annahm, und fuhr los. Es war 9.00 Uhr. Nicht ganz zwei Stunden später, also vor 11.00 Uhr, kam der Pole aus der Stadt zurück. Da der Chef gerade nicht da war, erzählte er uns, in der Stadt seien die Deutschen von den Tschechen entwaffnet worden. Mächtig viel Staub sei aufgewirbelt worden; es gebe einen Volksaufstand. Kurz darauf kam der Chef, sah den Polen und fragte ihn, was er mitgebracht hätte. Der Pole wiederum antwortete: „Nichts.“ Was hätte er auch sagen sollen? Man wollte ihm nichts herausgeben. Und dann sagte er wohl noch etwas, denn der Deutsche wurde sehr wütend auf ihn und befahl ihm, noch einmal zu fahren und die Sachen zu beschaffen, wie auch immer.

Währenddessen sahen wir, dass unsere Kapos allein kamen und gleich zum Magazin gingen, das neben unserer Küche

lag. Sie luden Pakete auf ein Auto. Der Wagen hatte einen großen Anhänger. Sie hatten vielleicht den halben Anhänger beladen, als etwas passierte, was für uns genauso überraschend war wie für sie: Plötzlich waren die Küche, die Kaserne und die anwesenden Deutschen von Maschinengewehren umstellt. Tschechen in Zivil und Uniformierte kamen mit Waffen in Schützenlinie heran, unter ihnen sogar Gefangene in gestreiften Kleidern, die aus Gefängnissen oder Lagern freigelassen waren. Sie umstellten uns und alle Deutschen. In der Nähe der Küche und der Magazine kreisten sonst immer Wächter. Dann schauten wir. Es gab sie nicht mehr. Offensichtlich waren sie von der Wache abgezogen worden. Auf dem Gebäude der Kaserne wehte die tschechische Fahne.

Ich sah zunächst keine Deutschen höheren Ranges. Kurze Zeit später kam einer mit seinem Adjutanten auf einem Motorrad angefahren. Er wurde von Karabinerläufen von allen Seiten eingekreist. Er war sehr überrascht, dass es so plötzlich passierte. Widerwillig schnallten er und sein Adjutant den Gürtel mit der Pistole ab und gaben ihn ab. Dann wurden sie zu den schon entwaffneten Deutschen geführt. Die Tschechen führten dann alle ab. Wohin, weiß ich nicht, wohl in die Stadt. Kurz darauf kamen alle Kollegen, die wie wir bereits die Freiheit erlangt hatten. Wir mussten uns nur noch mit unserem weiß-roten Zeichen kennzeichnen. Wir nähten es an. Die befreiten Kollegen kochten mit den Russinnen das Essen fertig, das unter uns verteilt wurde. Wir gingen auch ins Magazin, in dem es Fleischkonserven gab, und nahmen etliche Dosen mit für die Zukunft. Es stand uns für den Hunger zu, den wir erlitten hatten. Kaum, dass wir sie an uns genommen hatten, übernahmen die Tschechen die Wache über das Magazin und verboten, hinein zu gehen und weiter etwas zu suchen.

Kurze Zeit nach der Entwaffnung der Deutschen fuhren die Tschechen in einem vollen Lkw mit einer Flagge vor und holten aus den Kellern vier Maschinengewehre. Sie legten sie auf den Lkw. Ein Maschinengewehr gaben sie nach vorne, das zweite nach hinten und fuhren mit Gesang in die Stadt Pilsen. Angeblich hielten sich dort noch SS-Männer und die Gestapo auf. Sie versteckten sich auf Kirchtürmen oder in Häusern. Die Tschechen konnten sie offenbar nicht besiegen, obwohl die Stadt und die Vororte befreit waren. Wir wiederum, meine Kollegen und ich, waren weiter in der Böttcherei einquartiert. Wir lebten wie zuvor, nur dass wir jetzt frei waren. Wir ernährten uns von den Konserven, die wir genommen hatten, und von etwas Brot aus der Küche.

In der Nacht oder schon gegen Morgen kamen die Amerikaner. Wir hörten den Lärm von Panzern und Autos, als sie ankamen. Die Tschechen sagten ihnen Bescheid, dass im Stadtzentrum noch SS-Männer und die Gestapo waren. Wir sahen, wie zwei Panzer mit schwarzen GIs losfuhren. Meine Kollegen sahen, dass sie gezwungen waren, ein paar Mal auf die Deutschen zu schießen. Aber diese hielten sich bis zum Schluss. Sie wurden nicht gefangen genommen und schließlich getötet. Sie haben sich bis zum Ende nicht ergeben. Auch die Tschechen waren an der Liquidierung beteiligt.

In Pilsen

Wir waren fast eine Woche in der Böttcherei. Unsere Lebensmittel gingen zur Neige. Hunger folgte wie früher. Vermutlich auf Intervention unserer älteren Kollegen bei den Tschechen oder den Amerikanern kamen amerikanische Lkw und brachten uns in die Stadt Pilsen. Wir wurden in ehemaligen deutschen Kasernen untergebracht. Wir

schliefen nicht in Betten, sondern auf Strohsäcken auf dem Fußboden, einer neben dem anderen. So verging die Zeit. Wir waren zwar frei, aber es blieb für uns weiterhin unangenehm. Denn dort waren Massen von Leuten verschiedener Nationalitäten untergebracht, die von den Bauern und aus den Fabriken kamen. Wir mussten weiterhin um etwas bessere Suppe anstehen. Man musste lange anstehen und bekam sie wie aus Gefälligkeit. Nicht weit von unseren Kasernen entfernt waren Amerikaner stationiert. Wir gingen manchmal zu diesen Soldaten. Sie gaben uns etwas von ihren Lebensmittelrationen ab. Manche sogar alles. Man gab uns auch etwas aus der Küche. Dafür wurden wir gerufen. Diese Zugaben waren wirklich notwendig, denn nur von der tschechischen Küche zu leben hätte bedeutet, weiter zu hungern.

In der freien Zeit gingen wir nach Pilsen, um die Stadt zu besichtigen. Wir bemerkten das Wohlwollen der Tschechen, als wir ihnen begegneten. Es gab aber auch schlechte Seiten an ihnen. Sie hielten uns die polnische Angliederung der Gebiete an der Olsa von 1937 vor.[93] Sie schauten böse und mit Hass auf uns wie damals die Deutschen. Der Hass blieb bei einigen unvergessen, obwohl keiner von uns daran schuld war. Nicht alle Tschechen waren so. Es gab auch solche, die uns, wenn sie uns sahen, mit sichtbarer Freude in ihr Haus einluden und uns wie Freunde mit allem, was sie hatten, bewirteten.

Ich erwähne noch den Moment vom 8. Mai 1945, als überall in der Stadt die Alarmsirenen losheulten. Da wir immer auf dieses Geheul empfindlich reagierten, befürchteten wir, dass vielleicht die Rückkehr des Feindes oder eine andere Gefahr drohte. Aber wir sahen Leute sowohl unserer als auch anderer Nationalität, die sich umarmten und ihre Mützen hochwarfen. Und sogar amerikanische Soldaten taten dasselbe und verkündeten, die totale Kapitulation der Deutschen sei erfolgt. Wir durchlebten die gemeinsame Freude. Aber wir waren weiterhin von der Furcht gequält, dass es nicht die Realität war. Dieses Gefühl blieb noch lange, bevor wir uns erholten und uns bewusst wurde, dass es doch wirklich war: Endlich war die lang ersehnte und sehnsüchtig erwartete Freiheit da. Der Albtraum des Faschismus mit dem verhassten Hakenkreuz hatte aufgehört zu existieren.

„Den Hass nahm uns die Freiheit“

Als ich einmal mit Kollegen eine Straße in Pilsen entlang ging, hörten wir von weitem ein großes Getöse. Wir sahen viele Leute, Tschechen und auch andere Nationalitäten. Später sahen wir, dass sie einen Deutschen führten, der ein Hitlerporträt mit den Händen in die Höhe hielt. Die Leute schlugen ihn unbarmherzig mit allem, was zur Hand war. Sie hätten ihn fast erschlagen. Aber die amerikanische Polizei kam und jagte die Menge auseinander. Den Deutschen sowie ein paar Leute, die ihn beschuldigten, nahmen sie mit.

Wie wir später erfuhren, war er ein Tyrann des tschechischen Volkes und anderer Nationalitäten. Man hatte ihn erkannt. Er wurde den Behörden vorgeführt und unterwegs geschlagen. Es gab viele solcher Szenen, aber uns berührte das nicht. Unsere Tyrannen gab es in der Tschechoslowakei nicht. Wir selbst waren nicht so rachsüchtig den Deutschen gegenüber. Wir wurden nicht in diesem Geist erzogen. Unsere Tyrannen sind in der „Stadt des KdF-Wagens“ oder in Neudek geblieben. Die Deutschen in der Tschechoslowakei machten sich uns gegenüber nicht schuldig, nur weil sie Deutsche waren, wie das umgekehrt der Fall war. Unseren Hass nahm uns die Freiheit und die Tatsache, dass wir überlebt hatten.

Heimkehr

Unsere Erlebnisse näherten sich dem Ende. Die Untätigkeit langweilte uns. Und dazu litten wir Mangel, sowohl in der Ernährung als auch bei der Unterkunft. Der Strohsack, der Fußboden darunter, die Enge – das gab keine Zufriedenheit und erinnerte an das frühere Lagerleben, auch wenn wir in den Lagern in Betten schliefen und nicht auf dem Fußboden. Wenigstens war es warm. Denn es war Mai.

Es folgten bald Aktivitäten durch aus Polen angereiste Delegationen, die zur Rückkehr in die Heimat aufriefen. Manche Kollegen fuhren zurück in deutsches Gebiet. Mit der Zeit wurde beschlossen, einen Transport nach Polen zu schicken. Ich und viele andere beschlossen, nach einem so langen Umherirren und nach so vielen Erlebnissen in unser Vaterland zurückzukehren. Meine endgültige Entscheidung hieß: Rückkehr! Den Termin unserer Abfahrt kannten wir. Wir konnten uns mit Lebensmitteln für den Weg versorgen. Dazu arbeiteten wir bei einer Tschechin in der Landwirtschaft, die uns Lebensmittel für den Weg gab. Auch andere gaben etwas, aber das war eine verschwindend kleine Menge. Die Tschechen gaben uns keinen Proviant für die Rückfahrt. Es gab lediglich eine letzte Mahlzeit in der Küche: Suppe.

Unsere Reisevorräte waren bald aufgebraucht. Wir fuhren hungrig. Wir waren lange unterwegs mit langen Aufenthalten, da es überall Schäden und einen Mangel an Waggons gab. Als wir Katowice (Kattowitz) erreichten, erhielten wir vom Roten Kreuz etwas zu essen, aber nicht viel. Man gab uns Fahrkarten für die Bahnreise mit der polnischen Staatseisenbahn. Es ging also mit der Eisenbahn zum Wohnort und weiter zu Fuß. Ich ernährte mich durch das Verkaufen oder Tauschen von Sachen, die ich aus den deutschen Kasernen in meinem Rucksack mitgenommen hatte, wie einige deutsche Armeeuniformen, einen Mantel und ein Paar Gamaschen – etwas zum Leben, um anzukommen. Damit rettete ich mich.

Ich erinnere mich noch, dass viele meiner Kollegen aus Pilsen nach Deutschland zurückfuhren, nicht in ihre Heimat. Manche sind in Deutschland geblieben. Andere sind, wie ich später erfuhr, nach Amerika, England, Frankreich oder nach Australien gefahren. Manche sind auch in der Tschechoslowakei geblieben. Das waren die Gesunden, die bis heute dort geblieben sind. Ich wiederum tat das nicht, denn ich war an der Hand behindert. Nach früher erlittenen Schlägen und Erfrierungen hatte ich bei meiner Ausfahrt eine dick angeschwollene rechte Hand. Ich konnte sie nur mit Mühe benutzen, obwohl ich nicht mit großem Gepäck zurückkam. Ich trug es auf dem Rücken.

Meine Reise war anstrengend. Es war beschwerlich einzusteigen, da es nur wenige Waggons gab. Viele Leute, Händler, Spekulanten oder Schacherer fuhren in alle Himmelsrichtungen. Es gab Augenblicke bei meiner Rückkehr, da konnte ich nicht in den Waggon hinein und fuhr auf Trittbrettern oder Puffern und hielt mich die ganze Nacht fest. Dann gab es keinen Zug von Katowice (Kattowitz) nach Lublin. Wir sind nach Częstochowa (Tschenstochau) gefahren, dann nach Radom, dann erst nach Lublin. Endlich kam ich nach Zwierzyniec (Thiergarten) und ging etwa vierzig Kilometer zu Fuß nach Hause. Autobusse fuhren damals noch nicht. Unterwegs wurde ich von guten Leuten auf Fuhrwerken mitgenommen und erhielt auch Nachtquartier in den Dörfern mit Verpflegung für eine geringe Bezahlung oder einfach kostenlos aus Mitleid.

Ich kam etwa Mitte Juni 1945 an. Nicht lange nach meiner Heimkehr saß ich zu Hause mit einem schmerzenden und eitrigen Arm. Die Wunde im Ellbogen des rechten Arms

hatte sich geöffnet, eine verschleppte Entzündung von den Schlägen und den Erfrierungen, danach Knochentuberkulose. Ich versuchte, in meiner Heimat die Armverletzung zu heilen. Sie verhinderte, eine feste Arbeit zu finden. Ich arbeitete darum nur zeitweise in einem landwirtschaftlichen Betrieb in Abramów und in Radzięcin, über einen Zeitraum von 5 1/2 Jahren. Nach schwierigen Bemühungen und vielen Absagen seitens der Rentenbehörden sprach mir das Kreisgericht eine Invalidität dritten Grades zu. In dieser Invalidengruppe bin ich noch heute. Meine Invalidität schuf vom Zeitpunkt meiner Rückkehr an eine schwierige Situation. Ursache ist die Verletzung am Arm, die ich mir in jungen Jahren durch die Erlebnisse in den Lagern zuzog.

Nachdem ich diese Tatsachen beschrieben habe, wäre es mir ein Bedürfnis, noch einmal in meinem Leben die Plätze sehen zu können, an denen ich gewesen bin. Die Spuren sind vielleicht schon verwischt, aber die Städte existieren noch. Ich würde gerne die „KdF-Stadt“ sehen, das Volkswagenwerk und den Kanal, die Stadt Wolfsburg und die Plätze, wo einst unsere Lager waren, die es jetzt nicht mehr gibt und die anders bebaut sind. Heute würde ich mir das alles gerne ansehen. Eine Zeit lang war für mich die Vorstellung unangenehm und beängstigend, das Lager, die Gegend und vieles andere wiederzusehen. Früher hätte ich das alles durch Ansichtskarten komplettieren können, aber das war uns verboten. Damals lebte jeder von einem Tag auf den anderen, um zu überleben. Ich würde auch gerne die Landschaft der Sudeten und Neudek besuchen, eine schöne Gebirgslandschaft, die ich nur auf der Flucht und bei den Luftangriffen voller Angst wahrgenommen habe. Die Umstände waren anders. Heute würde ich sie als freier Mensch bei einer Reise erleben. Aber diese Gegenden besichtigen die, die dafür das Geld haben. Wir wiederum, denen das eigentlich umsonst zustehen sollte, bekommen diese Gelegenheit nicht, weil wir zu arm sind. Und so müssen wir uns mit Träumen begnügen.

Anmerkungen

1 Diese Publikation gehört zu der Serie von Zeitzeugenberichten und Editionen in der Schriftenreihe „Historische Notate“, die aus den Beständen des „Archivs der Erinnerung“ des Unternehmensarchivs der Volkswagen Aktiengesellschaft (UVW) hervorgegangen sind: STO à KdF. Die Erinnerungen von Jean Baudet, Wolfsburg 2000; Henk ’t Hoen: Zwei Jahre Volkswagenwerk. Als niederländischer Student im „Arbeitseinsatz“ im Volkswagenwerk von Mai 1943 bis zum Mai 1945, Wolfsburg 2002; Überleben in Angst. Vier Juden berichten über ihre Zeit im Volkswagenwerk in den Jahren 1943 bis 1945, Wolfsburg 2005; Olga und Piet. Eine Liebe in zwei Diktaturen, Wolfsburg 2006. Dazu Susanne Urban: Menschen und ihre Erinnerungen, in: Tribüne 42 (2003), S. 144–156; Manfred Grieger: Erinnerung in der Fabrik. Zwangsarbeit und Geschichtsbewusstsein im Volkswagenwerk, in: Hans Erler (Hg.): Erinnern und Vergessen, Frankfurt am Main 2003, S. 273–283; Manfred Grieger/Ulrike Gutzmann/Dirk Schlinkert (Hg.): Die Zukunft der Erinnerung. Eine Wolfsburger Tagung, Wolfsburg 2008.

2 Einen Überblick über Forschungen zur Geschichte der Zwangsarbeit in Polen bieten: Czesław Łuczak: Polnische Arbeiter im nationalsozialistischen Deutschland während des Zweiten Weltkrieges, in: Ulrich Herbert (Hg.): Europa und der „Reichseinsatz“, Essen 1991, S. 90–105; Christoph U. Schminck-Gustavus: Zwangsarbeitsrecht und Faschismus, in: Kritische Justiz 13 (1980), S. 1–17, hier 1ff.; Jochen August: Erinnern an Deutschland. Berichte polnischer Zwangsarbeiter, in: Herrenmensch und Arbeitsvölker, Berlin 1989, S. 109–130; Valentina M. Stefanski: Zwangsarbeit in Leverkusen. Polnische Jugendliche im I.G. Farbenwerk,

Osnabrück 2000, S. 19ff.; Zum Modellfall Polen Diemut Majer: „Fremdvölkische“ im Dritten Reich, Boppard 1981, S. 459ff.; Ulrich Herbert: Fremdarbeiter. Politik und Praxis des „Ausländereinsatzes“ in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches, Bonn 1999, S. 77ff.. Nach dem „Anschluß“ Österreichs im März 1938, der Besetzung des Sudetenlandes im Oktober 1938, der Bildung des Protektorats Böhmen und Mähren im März 1939 und der Besetzung des Memellandes waren bereits mehr als 170 000 Arbeitskräfte nach Deutschland dienstverpflichtet worden; Jochen August: Deutscher Arbeitsmarkt und Masseneinsatz ausländischer Arbeiter im 2. Weltkrieg, in: Archiv für Sozialgeschichte 24 (1984), S. 305-353, hier 309f..

3 Herbert, Fremdarbeiter S. 77ff.; Schminck-Gustavus, Zwangsarbeitsrecht, S. 8f.; August, Arbeitsmarkt, S. 333f., 337f.; Łuczak, Arbeiter, S. 94f..

4 Herbert, Fremdarbeiter, S. 101ff., 127ff..

5 Zit. nach August, Arbeitsmarkt, S. 329; Herbert, Fremdarbeiter, S. 124.

6 Zit. nach August, Arbeitsmarkt, S. 330.

7 Ebd., 333ff.; Herbert, Fremdarbeiter, S. 95ff.; Klaus-Jörg Siegfried: Das Leben der Zwangsarbeiter im Volkswagenwerk 1939–1945, Frankfurt am Main; New York 1988, S. 152ff..

8 Herbert, Fremdarbeiter, S. 98ff., 100: Tabelle 7: „Anwerbungen von Arbeitskräften aus dem Generalgouvernement 1939–1944“.

9 Ebd. S. 111ff..

10 Ebd., S. 210: Tabelle 17: „Beschäftigte ausländische Arbeitskräfte (einschl. Kriegsgefangene) in Deutschland, September 1941 und November 1942“

11 Dirk Schlinkert: Memoria rediviva. Das Selbstzeugnis eines französischen Zwangsarbeiters im Volkswagenwerk, in: STO, S. 7-14, hier 10f..

12 Manfred Grieger: Gedwongen arbeid. Niederländer in der deutschen Kriegswirtschaft des Zweiten Weltkrieges, in: t'Hoen, Jahre, S. 7-16, hier 9f..

13 Herbert, Fremdarbeiter, S. 218ff.; Hans Mommsen/Manfred Grieger: Das Volkswagenwerk und seine Arbeiter im Dritten Reich, Düsseldorf 1996, S. 566ff..

14 Herbert, Fremdarbeiter, S. 87ff., Schminck-Gustavus, Zwangsarbeitsrecht, S. 16, 22; August, Arbeitsmarkt, S. 347f.; Majer, Fremdvölkische, S. 511ff..

15 Schminck-Gustavus, Zwangsarbeitsrecht, S. 17ff.; Herbert, Fremdarbeiter, S. 148ff..

16 Schminck-Gustavus, Zwangsarbeitsrecht, S. 24.

17 Herbert, Fremdarbeiter, S. 106ff.; Siegfried, Leben, S. 155ff..

18 Herbert, Fremdarbeiter, S. 137ff.; Siegfried, Leben, S. 76ff..

19 Ulrich Herbert: Arbeit und Vernichtung, in: ders., Europa, S. 384-426, hier 390.

20 Herbert, Fremdarbeiter, S. 403ff..

21 Łuczak, Arbeiter, S. 98.

22 Ulrich Herbert: Der „Ausländereinsatz“. Fremdarbeiter und Kriegsgefangene in Deutschland 1939–1945 – ein Überblick, in: Herrenmensch, S. 13–54, hier 15ff..

23 Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 406ff..

24 Ebd., S. 374.

25 Ebd., S. 516ff., 376f..

26 Ebd., S. 574f., 744f.; Siegfried, Leben, S. 92f..

27 Vgl. Wolfgang Sofsky: Die Ordnung des Terrors, Frankfurt am Main 1993, S. 70ff..

28 Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 528ff., 531: Schaubild 10 „Die Zusammensetzung der Belegschaft des Hauptwerkes“.

29 Ebd., S. 1027: Tab. 5.

30 Ebd., S. 566ff., 575ff.; Siegfried, Leben, S. 110ff..

31 Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 530f..

32 Ebd., S. 830ff.; Detlef Creydt/August Meyer: Zwangsarbeit für die Rüstung im südniedersächsischen Bergland 1939–1945, Braunschweig 1994.

33 Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 871ff..

34 Ebd. S. 845f., 856ff..

35 Ebd., S. 622f., 854f..

36 Ebd., S. 855ff..

37 Harald Welzer: Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung, München 2002, S. 205. Vgl. Daniel L. Schacter: Wir sind Erinnerung. Gedächtnis und Persönlichkeit, Reinbek 1999, S. 71ff..

38 Vgl. Wolf Singer: Wahrnehmen, Erinnern, Vergessen. Über Nutzen und Vorteil der Hirnforschung für die Geschichtswissenschaft, in: Ders.: Der Beobachter im Gehirn. Essays zur Hirnforschung, Frankfurt am Main 2002, S. 77–87, hier 84: „Die Mechanismen des Erinnerns sind offensichtlich nicht daraufhin ausgelegt worden, ein möglichst getreues Abbild dessen zu liefern, was ist, und dieses möglichst authentisch erinnerbar zu halten“. Harald Welzer: Erinnerung und Gedächtnis, in: Neue Politische Literatur 47 (2002), S. 441–449.

39 Mit Unterstützung der Deutsch-Polnischen Gesellschaft in Wolfsburg reiste Julian Banaś im Mai 1989 mit einer kleinen Gruppe ehemaliger Zwangsarbeiter zum ersten Mal nach dem Krieg wieder nach Wolfsburg, Interview vom 23.10.2001, S. 51ff. (UVW, Z 300, Nr. 90).

40 Klaus-Jörg Siegfried: Rüstungsproduktion und Zwangsarbeit im Volkswagenwerk 1939–1945. Eine Dokumentation, Frankfurt am Main; New York 1986, S. 7ff.; ders., Leben.

41 Grieger, Erinnerung 277f.; Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 21f..

42 Volker Depkat: Autobiografie und die soziale Konstruktion von Wirklichkeit, in: Geschichte und Gesellschaft 29 (2003), S. 441–476; Winfried Schulze (Hg.): Ego-Dokumente. Annäherungen an den Menschen in der Geschichte, Berlin 1996; Dagmar Günther: „And now for something completely different“. Prolegomena zur Autobiografie als Quelle der Geschichtswissenschaft, in: Historische Zeitschrift 272 (2001), S. 24–61.

43 Julian Banaś: „Die in Kürze beschriebenen Erinnerungen erwähnten den verborgenen Schmerz unter dem Wundmal von seit 40 Jahren.“ Erinnerungsbericht (EB) (poln.), Nr. 65 (Stadtarchiv Wolfsburg (StArch Wob)); Brief vom 23.6.2003: „Es fiel mir schwer, mich an die traurige Zeit meiner Jugend zu erinnern.“ (UVW, Z 300, Nr. 90); Interview vom 23.10.2001, S. 53 (ebd.); Stefan Latacz: „(...) ungern komme ich auf diese Erlebnisse und Erinnerungen zurück.“ EB (poln.), Nr. 28, S. 1 (StArch Wob); Stefan Żurawicz (1986): „Der gekürzte Erinnerungsbericht rief den Schmerz wach, der sich unter einer Wunde von vor über vierzig Jahren verbirgt.“ (UVW, Z 300, Nr. 120).

44 Das Interview ist nicht nur durch seine inhaltliche Zielsetzung ein Faktor, der maßgeblich auf die Erinnerung des Befragten Einfluss nimmt, sondern die Interviewsituation selbst ist ein Ort der Erinnerung. Dazu Ulrike Jureit: Erinnerungsmuster, Hamburg 1999, S. 287ff.; Welzer, Gedächtnis, S. 206f..

45 Interview mit Julian Banaś vom 23.10.2001, S. 51f. (UVW, Z 300, Nr. 90); Józef Szota EB (pol.), Nr. 27 (StArch Wob); Resümee des Interviews mit Józef Szota vom 22.8. 1990 (UVW, Z 67, Nr. 64/1).

46 Julian Banaś kannte das „Tagebuch“ sowie den an das Stadtarchiv Wolfsburg gerichteten Erinnerungsbericht von Stefan Żurawicz nicht, als er selbst die Niederschrift seiner Memoiren begann, Brief vom 7.4. 2003 (UVW, Z 300, Nr. 90).

47 Resümee des Interviews mit Julian Banaś vom 24.8.1990 (UVW, Z 67, Nr. 64/1). Das Interview wurde in Vorbereitung dieser Publikation erstmals vollständig verschriftet und übersetzt (UVW, Z 300, Nr. 90). Julian Banaś eröffnete das Gespräch mit einem Hinweis auf und Zitaten aus dem Zeitzeugenbericht, den er im Januar 1988 an das Stadtarchiv Wolfsburg geschickt hatte. Der erste Bericht war also präsent, als Julian Banaś in die „zweite Runde" seiner Erinnerungsarbeit ging und sich zum ersten Mal vor dem Mikrofon den Fragen des Interviewers stellte. Er trug damit sicherlich einem Bedürfnis nach Sicherheit Rechnung, die ihm im unbekannten Umfeld der direkten Befragung der schriftliche Text bot.

48 Interview Julian Banaś vom 23.10.2001, geführt, verschriftet und übersetzt von Elisabeth Staske (ebd.), der die Herausgeber der „Historischen Notate" herzlich für ihre Unterstützung danken.

49 Brief vom 17.8.2002 (ebd.).

50 Vgl. Jörg Friedrich: Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940–1945, München 2002; Angelika Ebbinghaus: Deutschland im Bombenkrieg. Ein missglücktes Buch über ein wichtiges Thema, in: Sozial.Geschichte 18 (2003), S. 101–122.

51 EB 28 (poln.) vom 12.1.1987 (StArch Wob). Dieser Bericht bildete die Grundlage für ein am 23. August 1989 durchgeführtes Zeitzeugengespräch der Forschungsgruppe Mommsen (UVW, Z 67, Nr. 64/1).

52 Die chronologische Erzählung ist ein Muster der Darstellung, das „einer Fiktion folgt, da sie ein kohärentes Ganzes zu erschaffen versucht, das in dieser Form der sozialen Wirklichkeit nicht entspricht". Jureit, Erinnerungsmuster, S. 88f..

53 Begleitschreiben vom 23.10.1989 (UVW, Z 300, Nr. 120). EB (poln.), Nr. 24 vom 29.12.1986, S. 16: „Ich schrieb, so wie ich es beschreiben konnte. Dabei habe ich nichts ausgedacht. Ich schrieb alles, woran ich mich noch erinnerte. Und dies ist die Wahrheit." (StArch Wob).

54 Interview vom 24.8.1989 (UVW, Z 67, Nr. 64/1).

55 Brief vom 23.10.1989 (UVW, Z 300, Nr. 120).

56 Vgl. das Vorwort des Übersetzers: „Im syntaktischen Bereich ist die Urschrift durch sehr lange Sätze geprägt. Sätze und auch Satzglieder sind, durch die assoziative Erzählweise bedingt, schlecht strukturiert und teilweise ineinander verschlungen." Brief vom 23.10.1989 (ebd.).

57 Zur Lagersituation in der „Stadt des KdF-Wagens" siehe Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 540ff.; Siegfried, Leben, S. 93ff..

58 Der Bau der Leichtmetallgießerei im Nordosten der Fabrik war Bestandteil der ursprünglichen Fabrikplanung und bereits im August 1939 aufgenommen worden. Jedoch verzögerten sich Fertigstellung des Gebäudes und Inbetriebnahme immer wieder. Ab April 1942 sollten 800 Häftlinge aus dem KZ Neuengamme den Bau vollenden. Der weitere Ausbau des Rohbaus der Leichtmetallgießerei wurde im September 1942 auf Weisung von Albert Speer wegen fehlender kriegswirtschaftlicher Dringlichkeit storniert. Die von den KZ-Häftlingen fristgerecht errichteten Gebäude blieben zunächst ungenutzt. Im Frühjahr 1943 waren also nur die Fabrikationshallen fertig gestellt und die Gießerei noch nicht in Betrieb; Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 496ff..

59 Die polnischen Zivilarbeiter, die seit dem Herbst 1942 in die „Stadt des KdF-Wagens" gelangt waren, waren zuerst im „Gemeinschaftslager", später im eigens für polnische Männer und Frauen hergerichteten und um vier Baracken erweiterten „Gießereilager" untergebracht. Die Baracken für Männer und Frauen waren durch Betonplatten umgeben, doch waren gegenseitige Besuche möglich; ebd..

60 Die Cianetti-Halle war eine hölzerne Versammlungshalle im „Gemeinschaftslager", die Repräsentationszwecken diente und auch für kulturelle Veranstaltungen wie Filmvorführungen, Varieté- und Operettenaufführungen, Boxkämpfe, Wochenschauen genutzt wurde. Sie wurde 1938 im Zusammenhang mit der Anwerbung italienischer Arbeitskräfte errichtet und erhielt nach der Ankunft der ersten Italiener ihren Namen nach Tullio Cianetti, dem Vorsitzenden der „Confederazione Fascista dei Lavoratori dell' Industria" (CFLI). Robert Ley, Chef der Deutschen Arbeitsfront (DAF), hatte mit Cianetti die Verabredungen zum Einsatz italienischer Arbeiter beim Aufbau von Stadt und Werk getroffen; ebd., S. 283ff..

61 Vgl. zu Aufbau und Organisation des Werkschutzes, ebd..

62 Julian Banaś zitiert hier aus seinem Bildungsschatz einen Kernsatz aus der politischen Theorie des englischen Philosophen Thomas Hobbes (1588–1679). In der Schrift „Leviathan" beschreibt Hobbes den Menschen als ein Subjekt, das im Naturzustand durch den in der menschlichen Natur gegründeten Selbsterhaltungstrieb und durch unbegrenztes Machtstreben bestimmt sei: „homo homini lupus, der Mensch ist dem Mensch ein Wolf" – ein Zustand der Anarchie und Willkür, der nur durch einen Vertrag zur Gründung des „Leviathan", einer autoritären Staatsform überwunden werden kann. Vgl. Horst Bredekamp: Thomas Hobbes, Der Leviathan. Das Urbild des modernen Staates und seine Gegenbilder 1651-2001, Berlin 2003.

63 Pietro Badoglio (1871–1956) war Leiter des italienischen Generalstabs und wurde nach Mussolinis Sturz von König Viktor Emmanuel III. zum Regierungschef ernannt. Am 3. September 1943 schloss Badoglio einen Waffenstillstand mit den Alliierten, die bereits nach Italien einmarschiert waren. Daraufhin setzten deutsche Truppen mehrere hunderttausend italienische Soldaten mit Waffengewalt fest, die ins Deutsche Reich deportiert wurden, um ihre Arbeitskraft auszunutzen. Anfang Oktober 1943 kamen etwa 1 000 der „italienischen Militärinternierten" aus dem Stalag Fallingbostel XI B in das Volkswagenwerk. Man nannte sie „Badoglios"; Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 720ff..

64 Die Werkleitung kaufte, um die unzureichende Versorgung der ausländischen Belegschaft zu verbessern, Kleidung und Schuhwerk in den Niederlanden ein. Die neuwertige Kleidung konnten die Deutschen in der „Stadt des KdF-Wagens" gegen gebrauchte Artikel eintauschen. Die Gefolgschaftsleitung des Volkswagenwerks verteilte die getragenen Hosen, Kleider, Jacken und Schuhe dann an die Zwangsarbeiter und ließ sich diese Aufwendungen durch Einbehaltungen von bis zu 10 Prozent des Bruttolohns der ausländischen Arbeiter vergüten. Zu dieser „Umtauschaktion" ebd., S. 578ff..

65 Den ausländischen Arbeitern war es möglich, Postverkehr mit ihren Angehörigen zu unterhalten, solange Postverbindung in die besetzten Gebiete bestand. Zivilarbeiter durften ohne Beschränkung Briefe und 1-Kilogramm-Päckchen sowie maximal jeden zweiten Monat ein 20-Kilo-Paket erhalten. Allerdings unterlagen die Briefe einer Vorzensur in den Lagern und einer Zensur durch „Auslandsbriefprüfstellen" (ABP). Die umfangreichen Postmengen wurden stichprobenartig kontrolliert und auf Geheimtinten untersucht. In den weitaus meisten Fällen wurde der von der ABP beanstandete Brief einbehalten, ohne dass Absender oder Adressat etwas davon erfuhren; Herbert, Fremdarbeiter, S. 285f..

66 Gemeint ist das „Arbeitserziehungslager 21" in Salzgitter-Hallendorf. Dieses Lager wurde von der Gestapo Braunschweig als „Arbeitserziehungslager" für die Reichswerke Hermann Göring konzipiert. Durch schwerste körperliche Arbeit,

überlange Arbeitszeiten, schlechte Unterbringung und körperliche Misshandlungen wurden die Insassen mehrere Wochen dort gequält. Der Franzose Jean Charles schrieb, dass man das Lager nach einigen Wochen nur noch „bleich, ausgezehrt, den Körper mit Wunden überzogen, mit gebrochener Stimme und verängstigtem Blick“ verließ; Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 542f.; vgl. den Erinnerungsbericht von Johan Wintermans (UVW, Z 300, Nr. 177); Gudrun Pischke: „Europa arbeitet bei den Reichswerken“. Das nationalsozialistische Lagersystem in Salzgitter, 1995, S. 243ff.; Gabriele Lotfi: KZ der Gestapo. Arbeitserziehungslager im Dritten Reich, Stuttgart 2000, S. 75ff.; Karl Liedke: Gesichter der Zwangsarbeit. Polen in Braunschweig, Braunschweig 1998, S. 148ff..

67 Seit dem Sommer 1944 wurden weibliche KZ-Häftlinge, meist ungarische Jüdinnen, in der Fertigung von Rüstungsgütern eingesetzt. Ende Februar 1945 arbeiteten 646 Frauen in der Panzerfaust- und Tellerminenproduktion. Die Häftlinge waren in Waschkauen im Sockelgeschoss der Halle 1 untergebracht und wurden von dort in die unmittelbar angrenzende Halle zur Arbeit geführt. Am 7. April 1945 wurde das Lager durch die SS aufgelöst und die Häftlinge wurden in tagelanger Fahrt in geschlossenen Kühlwaggons nach Salzwedel transportiert, wo sie von den amerikanischen Truppen befreit wurden; Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 896ff..

68 Im Juni 1944 wurde in Rühen ein „Ausländerkinder-Pflegeheim“ für die Kinder der Zwangsarbeiterinnen aus Polen und Russland eingerichtet. Die Kinder wurden zwei Wochen nach der Geburt von ihren Müttern getrennt. Katastrophale hygienische Verhältnisse und mangelhafte Ernährung führten zu einer extrem hohen Sterblichkeit unter den Säuglingen. Bis Ende des Krieges starben 365 Kinder. Der für die medizinischen Einrichtungen verantwortliche Werksarzt Hans Körbel wurde von einem britischen Militärgericht zum Tode verurteilt und am 7. März 1947 hingerichtet; ebd., S. 758ff.; Herbert, Fremdarbeiter, S. 287ff.. Zum Entbindungsheim Broitzemer Strasse in Braunschweig Liedke, Gesichter, S. 163ff.; Bernhild Vögel: Das „Entbindungsheim für Ostarbeiterinnen“ Braunschweig, Hamburg 1989.

69 Die Luftschutzbunker im Sockelgeschoss der Fabrik sahen fünfzig Personen pro Schutzraum vor; Vorentwurf Werkzeugbau, Anlage 1, vom 12.5.1938, in: Volkswagen Aktiengesellschaft, Historische Kommunikation (Hg.): Erinnerungsstätte an die Zwangsarbeit auf dem Gelände des Volkswagenwerks, Wolfsburg 1999, S. 172f..

70 Sara Frenkel, Jahrgang 1922, Jüdin aus Lublin, nahm nach Verhaftung und erfolgreicher Flucht aus dem Lager Majdanek und aus den Ghettos in Beyce im September 1942 und in Lublin im November 1942 eine neue Identität an und meldete sich freiwillig zur Arbeit in Deutschland, um weiteren Verfolgungen in ihrer Heimat zu entgehen. Sie wurde im März 1943 über Magdeburg und Lehrte in die „Stadt des KdF-Wagens“ gebracht. Mit ihrer Schwester Lea arbeitete Sara Frenkel vom 12. März 1943 bis zum 24. Mai 1945 unter dem falschen Namen Stanislawa Gorczyca als polnische Krankenpflegerin im Stadtkrankenhaus; Zeitzeugenbericht und Lebenslauf Sara Frenkel-Bass (UVW, Z 300, Nr. 177); Sara Frenkel: Die Angst war immer da, in: Überleben in Angst, S. 57-71.

71 Es handelt sich vermutlich um einen „Splittergraben“, eine zwei Meter hohe und zwei Meter breite mit Holz gestützte Rinne mit einer Betonverblendung, die einen gewissen Schutz vor Splittern und Luftdruckschäden bot.

72 Herbert, Fremdarbeiter, S. 395ff..

73 Siehe Anmerkung 65.

74 Die Luftangriffe auf die Fabrikanlage begannen im April 1944. Am 8. April warfen amerikanische Bomber 63 Tonnen Spreng- und 83 Tonnen Brandbomben ab, die vor allem in der Südrandbebauung erhebliche Schäden anrichteten. Mit der Operation „Crossbow“ erfolgte am 20. und 29. Juni 1944 ein Doppelschlag, der Werkshallen und das Kraftwerk traf. Der dritte Luftangriff vom 29. Juni 1944 forderte acht Tote und 14 Verletzte. Die Zerstörungen betrafen vor allem das Werksgelände und das obere Hallengeschoss, während durch die Verlagerung der Maschinenparks in das Sockelgeschoss nach dem ersten Luftangriff die Produktionskapazitäten weitgehend erhalten blieben. Der hohe Zerstörungsgrad der Fabrik, den Stefan Latacz als Folge des dritten Luftangriffs angibt, ist sicherlich auch das Ergebnis der traumatischen Erfahrung der Todesangst, die er während des Bombardements in einem Luftschutzraum erlebte; Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 632ff..

75 Nach dem schweren Luftangriff der Amerikaner auf das Hauptwerk am 5. August 1944 fasste die Geschäftsleitung den Entschluss, die Auslagerung von Montageabteilungen, Presswerk und Mechanischer Werkstatt mit aller Kraft voranzutreiben, um die Maschinenausstattung durch Verlagerung unter Tage zu retten. Dazu wurden die nur knapp 100 Kilometer von der „Stadt des KdF-Wagens“ entfernten Stollen einer Asphaltgrube in der Nähe von Eschershausen im Hils (Landkreis Holzminden) ausgesucht; ebd., S. 830ff..

76 Heute Ortsteil der Stadt Oldendorf (Niedersachsen). Das Lager bei Lenne bestand von 1943 bis 1945. Im Lager befanden sich etwa 5 000 Personen, neben deutschen Gefangenen Polen, Tschechen, Franzosen, Holländer und Belgier; Detlev Creydt/ August Meyer: Zwangsarbeit für die Rüstung im südniedersächsischen Bergland 1939–1945 – Solling, Hils, Ith, Vogler, Braunschweig 1994, S. 92ff.; Detlev Creydt (Hg.): Zwangsarbeit für Industrie und Rüstung im Hils 1943–1945, Bd. 4, Holzminden 2001, S. 233f.; Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 869ff..

77 In der hessischen Kleinstadt Bad Arolsen im Kreis Waldeck-Frankenburg befindet sich der Internationale Suchdienst des Roten Kreuzes (ITS).

78 Stefan Latacz hat diese Ausführungen über den Aufenthalt im Verlagerungsbetrieb Neudek – sie gehen zurück auf einen Notizbucheintrag, den er am 6. April 1945 verfasste – seinem Erinnerungsbericht im August 2003 hinzugefügt. Die Signatur des Textes lautete: „Authentische Abschreibung der Eintragung vom April 1945 aus dem in Neudek verfassten Notizbuch“.

79 Heute Marianska, etwa 3,8 Kilometer von Sankt Joachimsthal entfernt.

80 Die Stadt Sankt Joachimsthal ist eine langgestreckte Siedlung am Fuße des Keilbergs im Erzgebirge, 15 Kilometer nördlich von Karlsbad.

81 Stefan Żurawicz meinte wohl die im Februar 1940 begonnene Produktion hölzerner Zusatztanks für die Ju 88 A-1. Dieser Auftrag für die Luftwaffe sah eine monatliche Stückzahl von mehr als 13 000 Behältern vor. Die Herstellung der Tanks war ein wesentlicher Umsatzposten für das Volkswagenwerk und belief sich 1940 auf fast die Hälfte des Bruttogewinns. Für die Fertigung der kriegswichtigen Behälter erhielt das Volkswagenwerk die Genehmigung, polnische Frauen in der anlaufenden Produktion einzusetzen. Das Werk forderte 400 Polinnen beim Arbeitsamt an, die schließlich im Juni 1940 eingestellt wurden; Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 375ff., 516f..

82 Diese Personen sind in den lückenhaften Unterlagen des Unternehmensarchivs der Volkswagen Aktiengesellschaft nicht nachzuweisen.

83 Die Serienfertigung der Zelle für die Flugbombe Fi 103 war dem Volkswagenwerk im Sommer 1943 übertragen worden. Zur Herstellung der Blechteile wurde

zunächst im Presswerk der Halle 1 eine eigene Fertigungsabteilung, später ein durch Holzwände abgegrenzter Bereich für die Serienproduktion eingerichtet. Dort sollten aus Gründen der Geheimhaltung nur deutsche Arbeitskräfte beschäftigt werden. Im September 1943 arbeiteten in der Fi-103-Produktion 1 453 Arbeiter, unter ihnen 394 Ausländer; Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 677ff., 804ff..

84 Siehe Anmerkung 63.

85 Siehe Anmerkung 66.

86 Das Tor des Lagers war mehr als ein Kontrollpunkt, mehr als ein Ort der täglichen Passage am Morgen und am Abend oder der Schikane, Folter und Willkür durch die Wachtposten. Es war ein Symbol, das eine unüberwindbare Grenze markierte. „Das Lagertor war kein Zeichen der Verbindung, sondern des endgültigen Einschlusses." Sofsky, Ordnung S. 75ff..

87 Ukrainer wurden als Wachpersonal in den Lagern der Polen und Ostarbeiter eingesetzt. Im Umgang mit den Häftlingen zeichneten sie sich vielfach durch ungewöhnliche Härte und Brutalität aus; Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 542f., 574f., 588f.. Vgl. zu den territorialen Konflikten zwischen Polen und der Ukraine Philipp Ther: Eine weitere Scheidung zweier ostmitteleuropäischer Völker. Der polnisch-ukrainische Konflikt 1939–1947, in: Studia Germanistica et Austriaca 2 (2002), S. 13-23; Jan Gross: Revolution from Abroad. The Soviet Conquest of Poland's Western Ukraine and Western Belorussia, Princeton 1988.

88 Siehe Anmerkung 64.

89 Es handelt sich wohl um den Absturz eines amerikanischen Bombers am 29. April 1944. Schwere Schäden verursachte dieser Absturz an der Südrandbebauung und im Presswerk der Halle 1. Stefan Żurawicz verbindet in seiner Erinnerung den Bombenangriff der amerikanischen Luftflotte auf das Hauptwerk vom 8. April 1944 (Karsamstag) mit dem Absturz des Bombers, der sich aber erst drei Wochen später ereignete; Mommsen/ Grieger, Volkswagenwerk, S. 634ff..

90 Ebd., S. 803ff., 830ff..

91 Ende Februar 1942 wurde in Neudek bei Karlsbad auf dem Fabrikgelände einer der größten Kammgarnspinnereien im Reich, der„Neudeker Wollkämmerei und Kammgarnspinnerei AG", ein Zweigbetrieb des Volkswagenwerkes errichtet. Die Aufnahme der Produktion in Neudek war Grundlage für eine umfassende Steigerung der Luftwaffenproduktion. Durch die umfangreichen Fabrikflächen konnten im Bedarfsfall die Fertigungskapazitäten um 100 000 Quadratmeter erweitert werden. Neben der Reparatur von Leitwerken wurden in Neudek Tragflächen und Leitwerke für die Ju 188, die Ju 288, die Ju 290 und das Transportflugzeug Ju 352, später auch Leitwerksteile für den einmotorigen Höhenjäger Ta 152 hergestellt; ebd., S. 606ff., 618ff.

92 Die „Organisation Todt" wurde 1938 für den Bau militärischer Anlagen eingerichtet. Fritz Todt (1891–1942) war als Generalbevollmächtigter für das deutsche Straßenwesen und Generalbevollmächtigter für die Regelung der Bauwirtschaft nicht nur für den Westwall verantwortlich, sondern ab 1940 als Reichsminister für Bewaffnung und Munition auch für die Produktion von Waffen. Nach Kriegsbeginn wurden alle militärischen Bauvorhaben im Reich wie in den besetzten Gebieten der „Organisation Todt" übertragen; Armin Bergmann: Organisation Todt, in: Wolfgang Benz (Hg.): Enzyklopädie des Nationalsozialismus, Stuttgart 1997, S. 629.

93 Polen annektierte bei der Zerschlagung der Tschechoslowakei im September/ Oktober 1938 das Olsa-Gebiet südwestlich von Krakau; Beate Kosmala: Polen, in: ebd., S. 641-646, hier S. 641ff..

Bildnachweis

Julian Banaś: 1, 26, 33, 62, 76
Sara Frenkel-Bass: 49
Stanisław Latacz: 1, 64, 69
Volkswagen Aktiengesellschaft: 5, 15, 21, 29, 30, 41, 48, 65, 67, 68, 81, 91

Die Herausgeber haben sich bis zum Produktionsschluss intensiv bemüht, alle Inhaber von Abbildungsrechten ausfindig zu machen. Personen und Institutionen, die möglicherweise nicht erreicht wurden und Rechte an verwendeten Abbildungen beanspruchen, werden gebeten, sich nachträglich zu melden.

Heft 1
Klaus Kocks/Hans-Jürgen Uhl
Aus der Geschichte lernen.
Anmerkungenzur Auseinandersetzung von Belegschaft, Arbeitnehmervertretung, Management und Unternehmensleitung bei Volkswagen mit der Zwangsarbeit im Dritten Reich (vergriffen)

Heft 2
Markus Lupa
Das Werk der Briten.
Volkswagenwerk undBesatzungsmacht 1945 - 1949
ISBN 978-3-935112-00-0 (vergriffen)

Heft 3
Jürgen Marose
Bilderzyklus „Der bedrohte Mensch“
ISBN 3-935112-01-7 (vergriffen)

Heft 4
STO à KdF 1943 - 1945.
Die Erinnerungen des Jean Baudet
ISBN 978-3-935112-02-4

Heft 5
Malte Schumacher/Manfred Grieger
Wasser, Boden, Luft. Beiträge zur Umweltgeschichte des Volkswagenwerks Wolfsburg
ISBN 978-3-935112-09-3

Heft 6
Henk ’t Hoen
Zwei Jahre Volkswagenwerk. Als niederländischer Student im „Arbeitseinsatz“ im Volkswagenwerk von Mai 1943 bis zum Mai 1945
ISBN 978-3-935112-03-1

Heft 7
Volkswagen Chronik. Der Weg zum Global Player
ISBN 978-3-935112-10-9

Heft 8
Ralf Richter
Ivan Hirst. Britischer Offizier und Manager des Volkswagen Aufbaus
ISBN 978-3-935112-12-3

Heft 9
Abfahrt ins Ungewisse.
Drei Polen berichten über ihre Zeit als Zwangsarbeiter im Volkswagenwerk vom Herbst 1942 bis Sommer 1945
ISBN 978-3-935112-17-8

Heft 10
Manfred Grieger/Dirk Schlinkert
Werkschau 1.
Fotografien aus dem Volkswagenwerk 1948 - 1974
ISBN 978-3-935112-20-8

Heft 11
Überleben in Angst.
Vier Juden berichten über ihre Zeit im Volkswagenwerk in den Jahren 1943 bis 1945
ISBN 978-3-935112-21-5

Heft 12
Olga und Piet.
Eine Liebe in zwei Diktaturen
ISBN 978-3-935112-23-9

Heft 13
Ulrike Gutzmann/Markus Lupa
Vom „Vorwerk“ zum FahrWerk. Eine Standortgeschichte
des Volkswagen Werks Braunschweig
ISBN 978-3-935112-27-7

Heft 14
Volkswagen Financial Services AG.
60 Jahre Bank, Leasing, Versicherung – eine Chronik
ISBN 978-3-935112-36-9 (vergriffen)

Heft 15
Markus Lupa
Spurwechsel auf britischen Befehl. Der Wandel des
Volkswagenwerks zum Marktunternehmen 1945 - 1949
ISBN 978-3-935112-41-3

Heft 16
Günter Riederer
Auto-Kino.
Unternehmensfilme von Volkswagen in
den Wirtschaftswunderjahren
ISBN 978-3-935112-39-0

Alle Publikationen stehen zum Download zur Verfügung unter
www.volkswagenag.com/content/vwcorp/content/de/the_group/history/publications.html